

Matthias Jung

Das objektepistemologische Potential des Affordanzkonzeptes James Gibsons und seine Bedeutung als Grundlage von ‚Objektbiographien‘: Methodologische Anmerkungen und exemplarische Fallstudie

Zusammenfassung

Ziel des Beitrages ist es, die hinter dem Verfassen von ‚Objektbiographien‘ archäologischer Gegenstände stehenden Intentionen aufzunehmen und zugleich die mit derartigen ‚Biographien‘ verbundenen Schwierigkeiten, insbesondere die Anthropomorphisierung von Objekten und deren Aufwertung zu Handlungsinstanzen, zu vermeiden. Zu diesem Zweck werden die objektepistemologischen Potentiale zum einen der sozialwissenschaftlichen Methodologie der Objektiven Hermeneutik und zum anderen des wahrnehmungspsychologischen Affordanzkonzeptes von James Gibson herausgearbeitet und anhand einer Fallstudie erläutert.

Keywords: Affordanz; Objektbiografie; Objektive Hermeneutik; Klapphocker; Nordische Bronzezeit

The aim of this paper is to adopt the intentions behind writing ‘biographies’ of archaeological objects and to avoid the pitfalls associated with these ‘biographies’, i. e. an anthropomorphization of objects and their interpretation as provided with agency. To this end, I explicate the potential regarding an epistemology of objects of the methodology of objective hermeneutics on the one hand and of James Gibson’s theory of affordances on the other. Concluding, this approach is exemplified by a case study.

Keywords: affordance; biography of objects; objective hermeneutics; folding chair; Nordic Bronze Age

I Einleitung: ‚Objektbiographien‘, Affordanz, objektive Möglichkeiten

Dieser Beitrag nimmt Bezug auf andere, die Problematik von ‚Objektbiographien‘ diskutierende Texte¹ und enthält als methodologische Präzisierung eine Auseinandersetzung mit dem objektivistischen Potential der Affordanztheorie James Gibsons sowie eine Exemplifizierung des methodischen Vorgehens anhand eines archäologischen Gegenstandes.

Die Attraktivität ‚objektbiographischer‘ Ansätze für Archäologen hat vor allem zwei Gründe. Einerseits verheißen sie eine Möglichkeit, das Antiquarische im engeren Sinne, also Datierung und vergleichende Einordnung, zu transzendieren und so von der Prähistorie in historische Dimensionen vorzustoßen. ‚Objektbiographien‘ ist das Versprechen inhärent, über bloße Beschreibungen hinaus ‚Lebensgeschichten‘ von Zeugnissen materieller Kultur zu verfassen und so den Prozesscharakter ihrer Praxiseinbettungen und die damit verbundenen Bedeutungsveränderungen sichtbar zu machen. Damit zusammenhängend, setzen ‚Objektbiographien‘ andererseits einen narrativen Plot, der analog zu biographischen Erzählformen das Ausloten unterschiedlicher zeitlicher Schichten gestattet.

Diesen beiden scheinbaren Vorzügen, Überschreiten des Antiquarischen und Setzen eines narrativen Plots, stehen zwei Schwierigkeiten gegenüber. Zunächst einmal gerät schnell aus dem Blick, dass ‚Objektbiographie‘ eine anthropomorphisierende Metapher ist, denn nur Menschen können eine Lebensgeschichte im Sinne eines Bildungsprozesses haben. Objekten hingegen fehlt eine Handlungsmitte, weshalb sie nicht selbst Lebenspraxis sein können, sondern nur Bestandteil anderer Lebenspraxen. Und außerdem erweist sich die „convenient narrative structure“² von ‚Objektbiographien‘ als problematisch, wenn, insbesondere bei archäologischen Gegenständen, zur inhaltlichen Füllung dieser Struktur quellenbedingte Lücken kompensiert werden müssen.

Nichtsdestoweniger steht hinter den ‚Objektbiographien‘ die berechtigte Intention einer Rekonstruktion der Bedeutungen, die ein Gegenstand in unterschiedlichen Praxiseinbettungen haben kann, und der Veränderungen, die er in der Abfolge dieser Einbettungen durchläuft. Als eine Alternative, welche diese Intentionen aufnimmt, ohne der Versuchung der Anthropomorphisierung zu erliegen, habe ich ein zweistufiges Verfahren vorgeschlagen. In einem ersten Schritt sind die jeweiligen Affordanzen oder, mit Max Weber³ gesprochen, die ‚objektiven Möglichkeiten‘ der Verwendung eines Objektes zu rekonstruieren, sein Aufforderungs- oder Angebotscharakter. Das heißt, aus

1 Jung 2012; Jung 2015.

2 Joy 2009, 544.

3 Weber 1988b.

seiner Morphologie sind die Handlungen zu erschließen, deren Ausführung von ihr nahegelegt werden. Diese Affordanz, die bei Artefakten viel reichhaltiger ist als die in ihre Herstellung eingegangenen Absichten, muss als invariant und unabhängig von den Bedürfnissen und Wahrnehmungen potenzieller Nutzer verstanden werden. Der zweite Schritt besteht dann in der Betrachtung der faktischen Aneignungen⁴ des Objektes, die nicht notwendig seiner Affordanz gemäß sein müssen – derartige Erklärungsbedürftigkeiten konfigurieren sich aber erst vor dem Hintergrund einer vorgängigen Affordanzrekonstruktion.⁵

Dieses Vorgehen versteht sich als methodologische Operationalisierung von zwei praxisstrukturierenden Parametern, wie sie in der Methodologie der Objektiven Hermeneutik ausgearbeitet wurden und der Methode der Sequenzanalyse zugrunde liegen.⁶ Der erste Parameter („Optionsparameter“) umfasst die Bedingungen der Möglichkeit von Praxis. In Interaktionen besteht er in den bedeutungserzeugenden Regeln, welche die möglichen Anschlüsse des Handelns bzw. Sprechhandelns festlegen, bezogen auf Objekte entspricht er ihrer Affordanz in dem beschriebenen Verständnis.⁷ Der zweite Parameter („Auswahlparameter“) dagegen meint die (individuelle oder kollektive) Entscheidungs- und Handlungsinstanz, die aus den regelerzeugten Möglichkeiten in einer gegebenen Situation eine auswählt und ihr entsprechend handelt. Die Affordanz von Objekten lässt sich dem Optionsparameter analogisieren, das Objekt konstituiert qua Affordanz Handlungsoptionen, ohne aber selbst Entscheidungen und Handlungen (und damit Praxis) zu vollziehen.⁸ Bezugnehmend auf diese beiden Parameter lassen sich zwei Begriffe eines Objektes unterscheiden: Ein analytischer Begriff, der die Affordanz, die objektiven Möglichkeiten seiner Verwendung umfasst, und ein deskriptiver, der seinen faktischen Gebrauch, wie er typischerweise zu konstatieren ist, abbildet.⁹ Der

4 Zum Begriff der Aneignung vgl. Hahn 2011.

5 Die naheliegende Frage, ob unter Affordanz neben den Möglichkeiten eines konkreten physischen Umgangs, der Handhabung von Objekten, auch mögliche Symbolbedeutungen derselben verstanden werden sollen, ist dann zu bejahen, wenn nicht Zuschreibungen gemeint sind, die aus kulturell spezifischen Deutungssystemen resultieren, sondern ein metaphorischer oder metonymischer Gebrauch bezeichnet wird, zu dem gegenstandsinnliche Eigenschaften auffordern (vgl. Jung 2005).

6 Einführend zur Methodologie der Objektiven Hermeneutik vgl. Garz und Raven 2015; Oevermann 2000; Sutter 1997; Wagner 2001; Wernet 2009; zur Geschichte der Methode vgl. Franzmann 2016.

7 Es sei ausdrücklich betont, dass dies eine methodologische Analogisierung ist – Objekte ‚sind‘ keine Regeln wie die universellen sozialitätskonstituierenden, sondern historisch konkrete Gebilde, die bestimmte Handlungsmöglichkeiten eröffnen und andere ausschließen – Thomas Loer spricht in diesem Zusammenhang von „Einflussstrukturen“ oder „Fallstrukturen ohne Handlungsmitteln“ (Loer 2007, 16). Objekte sind auch nicht dazu in der Lage, regerleitet zu handeln – schon an diesem Faktum brechen sich Versuche, Objekte zu Handlungsträgern zu promovieren. Dies begründet die grundlegende ontologische Asymmetrie zwischen Akteuren und Objekten (vgl. Preda 2000).

8 Zur Unterscheidung der beiden Parameter vgl. Oevermann 2000, 64–68.

9 Als Gewährsmann für den analytischen Begriff lässt sich Charles Sanders Peirce (Peirce 1965) anführen, nach welchem der Begriff eines Gegenstandes gedankenexperimentell, durch Explikation der möglichen Handlungsoptionen, zu konstatieren ist.

deskriptive Begriff bezieht sich ebenfalls auf eine objektive Bedeutung, nämlich die der beobachtbaren Verwendung, auch er rekurriert nicht auf subjektive Dispositionen und Intentionen der Handelnden.¹⁰

2 Das Affordanzkonzept Gibsons und seine Rezeption

Das aus der Wahrnehmungspsychologie Gibsons stammende Konzept der „Affordanz“ steht in einer gestaltpsychologischen Tradition – so hat Kurt Lewin bereits 1926 den „Aufforderungscharakter“ von Dingen herausgearbeitet: „Das Buch lockt zum Lesen, der Kuchen zum Essen, der See zum Schwimmen, der Spiegel zum Hineinsehen, die verworrene Situation evtl. zum Dreinschlagen“¹¹. Allerdings galt sein Interesse nicht den solcherart ‚auffordernden‘ Objekten, sondern den auf sie reagierenden Probanden. Der „Aufforderungscharakter“ beschreibt daher nicht eigentlich Eigenschaften der Objekte, sondern eine situationsabhängige Relationsfigur. Er „pflegt keineswegs konstant zu sein“¹², sondern sei von den momentanen Bedürfnissen einer Versuchsperson abhängig und könne sich unter Umständen rasch wandeln. Dies erläutert Lewin am Beispiel eines „Leckerbissens“, der bei eintretender Sättigung rasch seinen Aufforderungscharakter als zum Verzehr einladend verliert.¹³ Gibson nun konzipiert in Abgrenzung zu der Gestaltpsychologie das mit dem Neologismus „Affordanz“ belegte Phänomen der von Gegenständen ausgehenden Angebote als von den Wahrnehmungen eines Probanden unabhängige, unveränderliche Eigenschaften derselben, was seine Überlegungen für eine Objekt epistemologie interessant werden lässt:

lichen praktischen Wirkungen des Gegenstandes, erschlossen werden kann, für den deskriptiven Begriff kann man dagegen auf Ludwig Wittgensteins Diktum verweisen, dass die Bedeutung eines Wortes in seiner (faktischen) Verwendung liege (Wittgenstein 1984, 262).

- 10 Weber hat unglücklicherweise in seinen Ausführungen zu den methodischen Grundlagen der Soziologie Gegenständen nur insofern Sinn zugebilligt, als sie an einem subjektiv gemeinten Sinn eines menschlichen Akteurs partizipieren, sei es bezogen auf die Intentionen, die zu ihrer Herstellung führten, oder bezogen auf die, welche ihrer Verwendung zugrunde liegen. Lassen sie sich nicht auf einen derartigen subjektiven Sinn beziehen, werden sie als „sinnfremd“ beurteilt: „Jedes Artefakt, z. B. eine ‚Maschine‘, ist lediglich aus dem Sinn deutbar und verständlich, den menschliches Handeln [...]

der Herstellung und Verwendung dieses Artefakts verlieh [...]; ohne Zurückgreifen auf ihn bleibt sie gänzlich unverständlich“ (Weber 1980, 3). An anderer Stelle spricht Weber freilich vom „Verhalten“ von Artefakten (Weber 1988a, 471), und in seinen materialen Arbeiten hat er in Widerspruch zu den zitierten methodischen Reflexionen stets wie selbstverständlich der Dimension des objektiven Sinnes Rechnung getragen.

- 11 Lewin 1926, 351.
 12 Lewin 1926, 351.
 13 „Der Leckerbissen, der noch vor kurzem einen starken Reiz ausgeübt hat, wird neutral, sobald die betreffende Person gesättigt ist. Bei Übersättigung tritt sogar typisch ein Aufforderungscharakter mit entgegengesetztem Vorzeichen ein: Was noch eben gelockt hat, stößt ab“ (Lewin 1926, 352).

The concept of affordance is derived from these concepts of valence, invitation, and demand but with a crucial difference. The affordance of something does not change as the need of the observer changes. The observer may or may not perceive or attend to the affordance, according to his needs, but the affordance, being invariant, is always there to be perceived. An affordance is not bestowed upon an object by a need of an observer and his act of perceiving it. The object offers what it does because it is what it is.¹⁴

Die Affordanz eines Stuhles besteht (unter anderem) darin, eine Sitzgelegenheit zu sein, selbst wenn in einer gegebenen Situation niemand das Bedürfnis hat, sich auf ihm niederzulassen – zwar kann Affordanz nur von Subjekten wahrgenommen werden, sie ist aber dennoch nicht subjektiv¹⁵. Mit dieser Aufwertung der Objekte, die Gibson gegenüber der gestaltpsychologischen Tradition vornimmt, vermag sein Verständnis von Affordanz die Analyse der Wahrnehmung von und des Umgangs mit Gegenständen gleichsam zu ‚erden‘: Dies lässt sie auch als Widerpart zu den Vereinseitigungen konstruktivistischer Positionen, beispielsweise in der Technikforschung, attraktiv erscheinen.¹⁶ Allerdings bergen Gibsons Ausführungen eine Reihe von Missverständlichkeiten hinsichtlich des ontologischen Status der Affordanz:

An important fact about the affordances of the environment is that they are in a sense objective, real, and physical, unlike values and meanings, which are often supposed to be subjective, phenomenal, and mental. But, actually, an affordance is neither an objective property nor a subjective property; or it is both if you like. An affordance cuts across the dichotomy of subjective-objective and helps us to understand its inadequacy. It is equally a fact of the environment and a fact of behavior. It is both physical and psychical, yet neither. An affordance points both ways, to the environment and to the observer.¹⁷

Mit Händen zu greifen sind hier Gibsons Schwierigkeiten bei dem Versuch einer positiven Bestimmung von Affordanz durch Abgrenzung von dem, was sie nicht ist. Das dritte neben Subjektivem und Objektivem, Psychischem und Physischem, das Gibson kategorial nicht adäquat zu fassen vermag, ist die Dimension des objektiven Sinnes, das heißt von objektiven Bedeutungsstrukturen, die unabhängig davon sind, ob und wie sie von Subjekten mental repräsentiert werden.¹⁸ Diese Bedeutungsstrukturen sind

14 Gibson 1979, 138–139.

15 Reed 1988, 293.

16 Vgl. hierzu Hutchby 2001; dagegen Rappert 2003.

17 Gibson 1979, 129.

18 Zum Begriff der „objektiven Bedeutungsstrukturen“ im Methodenmodell der Objektiven Hermeneutik und ihrer Abgrenzung insbesondere von „latenten Sinnstrukturen“ vgl. Loer 2016.

nicht physisch, sie haben keine Ausdehnung im Raum, sie sind aber auch nicht metaphysisch, sondern empirisch und damit methodisch rekonstruierbar. Affordanz meint eine objektive Bedeutungsstruktur, von der erstens der Gegenstand als der physisch-materiale Träger der Affordanz sowie zweitens deren Wahrnehmung durch ein Subjekt zu unterscheiden ist. So wie ein grammatisch korrekt gebildeter Satz eine objektive, durch sprachliche Regeln konstituierte Bedeutung hat, so hat ein Artefakt eine objektive Bedeutung im Sinne seiner Affordanz. Zwar betont Gibson ihren Charakter als Gegenstandseigenschaft, es finden sich aber immer wieder auch Formulierungen, die relationistische Lesarten, in welchen Affordanz als Beziehung von Objekt und Subjekt verstanden wird, zumindest nicht mit hinreichender Deutlichkeit ausschließen.¹⁹

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Übertragung von Affordanz auch auf andere Subjekte:

Behavior affords behavior, and the whole subject matter of psychology and of the social sciences can be thought of as an elaboration of this basic fact. Sexual behavior, nurturing behavior, fighting behavior, cooperative behavior, economic behavior, political behavior – all depend on the perceiving of what another person or other persons afford, or sometimes on the misperceiving of it.²⁰

Diese Übertragung auf Sozialität kann sich zwar auf gestaltpsychologische Vorläufer berufen,²¹ als sozialwissenschaftliche Konstitutionstheorie aber wäre das Affordanzkonzept von vornherein hoffnungslos unterbestimmt, weil man in ihm das regelgeleitete Handeln als Spezifikum humaner Sozialität allenfalls residual abbilden kann.

Und schließlich bleibt, bezogen auf ein Affordanz wahrnehmendes Subjekt, die Rolle kulturellen Hintergrundwissens klärungsbedürftig, wie sich an Gibsons oft kritisiertem, von Kurt Koffka entlehnten Beispiel des Briefkastens ablesen lässt. Nach Koffka ist der „demand charakter“ eines Briefkastens abhängig von den Bedürfnissen eines Subjektes, das heißt, er wird dann akut, wenn dieses einen Brief verschicken möchte. Gegen diese Annahme wendet Gibson ein:

19 So beispielsweise in den folgenden Ausführungen: „An affordance as I said, points two ways, to the environment and to the observer. So does the information to specify an affordance. But this does not in the least imply separate realms of consciousness and matter, a psychophysical dualism. It says only that the information to specify the utilities of the environment is accompanied by information to specify the observer himself his body legs hands, and mouth. This is only to reemphasize that exteroception is accompanied by proprioception – that to

perceive the world is to coperceive oneself. This is wholly inconsistent with dualism in any form, either mind-matter dualism or mind-body dualism. The awareness of the world and of one's complementary relations to the world are not separable“ (Gibson 1979, 141). Allerdings thematisiert der Abschnitt, dem dieses Zitat entnommen ist, ausdrücklich die Wahrnehmung von Affordanzen, nicht diese selbst.

20 Gibson 1979, 135.

21 Koffka 1935, 7; dazu Jung 2015, 48.

For Koffka it was the phenomenal postbox that invited letter-mailing, not the physical postbox. But this duality is pernicious. I prefer to say that the real postbox (the only one) affords letter-mailing to a letter-writing human in a community with a postal system. This fact is perceived when the postbox is identified as such, and it is apprehended whether the postbox is in sight or out of sight. To feel a special attraction to it when one has a letter to mail is not surprising, but the main fact is that it is perceived as part of the environment – as an item of the neighborhood in which we live. Everyone above the age of six knows what it is for and where the nearest one is. The perception of its affordance should therefore not be confused with the temporary special attraction it may have.²²

Bemerkenswert ist die Zurückweisung der Unterscheidung von phänomenalem und physischem Briefkasten. Die Affordanz eines Briefkastens finde in einem Subjekt nicht nur im Moment der Wahrnehmung Resonanz, sondern auch dann, wenn sie als einmal wahrgenommene in einer gegebenen Handlungssituation für das Subjekt aktualisiert wird und „temporary special attraction“ gewinnt. Wie ist das mit der Behauptung einer direkten, nicht über kognitive Prozesse vermittelten Wahrnehmung in Einklang zu bringen? So postuliert Gibson ja, nicht ein Gegenstand werde wahrgenommen, sondern dessen Affordanz, und die Erkenntnis des Gegenstandes für sich sei Produkt einer von der Affordanz abstrahierenden Reflexion. In der zitierten Passage dagegen geht es, ohne dass es klar markiert wäre, um mentale Repräsentationen von Affordanz und deren situationsabhängige Aktualisierungen. Außerdem ist das Beispiel des Briefkastens unglücklich gewählt, weil seine Affordanz eine in hohem Maße kulturell tradierte und mithin durch Sozialisation erworbene ist. Sie gibt sich eben nur „a letter-writing human in a community with a postal system“ zu erkennen:

The ‘non-Westerner’ has access to only the ‘containership’ affordance of the box; a process of further exploration is required in order that such a person comes to discriminate ‘containership’ in general from the special form of containership that this item affords.²³

Bereits Koffka hatte festgestellt, dass die Bedeutung eines Briefkastens sich nicht unmittelbar erschließe, sondern erlernt werden müsse, bevor sie das Handeln beeinflussen kann.²⁴ Dass die Affordanzwahrnehmung in diesem Fall erworben ist, berücksichtigt Gibson auch, indem er das Wissen um den Gebrauch eines Briefkastens erst ab einem Alter von sechs Jahren behauptet, während er zuvor gerade die kindliche Wahrnehmung

22 Gibson 1979, 139.

23 Noble 1991, 208.

24 „I must have learned that these objects are letter

boxes, in other words these objects must have acquired a definite relation to my behavior“ (Koffka 1935, 354).

als Modell der Affordanzwahrnehmung eingeführt hat.²⁵ Bezeichnenderweise bleibt er eine am Gegenstand selbst ansetzende Affordanzrekonstruktion schuldig. Eine solche würde vermutlich ergeben, die Affordanz besteht darin, etwas entsprechend den Abmessungen der Öffnung in diese einzubringen, ohne es wieder herausnehmen zu können. Dass es sich dabei aber um Postsendungen handelt, ist durchaus nicht zwingend:

Gibson argued that the physical characteristics of the post-box announce its function in a direct and unmediated way. But what of other similar-sized receptacles with letter-sized slots, such as litterbins? Do not these also afford the posting of letters, in purely physical terms?²⁶

Kritiker Gibsons haben daher das als Veranschaulichung von Affordanz wenig tragfähige Briefkastenbeispiel immer wieder aufgenommen.²⁷ Aus der direkten Wahrnehmbarkeit der Affordanz lässt sich auch eine Sparsamkeitsmaxime im Hinblick auf die Frage ableiten, welche Eigenschaften eines Gegenstandes seine Affordanz ausmachen und welche nicht. Selbstverständlich kann er auch über ‚nichtaffordierende‘ Eigenschaften verfügen und praktisch in einer Weise verwendet werden, die nicht seiner Affordanz entspricht. Als deren Bestandteile wären also nur diejenigen Eigenschaften anzusprechen, die tatsächlich direkt wahrzunehmen sind.²⁸

Die drei genannten Kritikpunkte – der unklare ontologische Status von Affordanz, die Übertragung auf Kosubjekte und die unzureichende Unterscheidung von direkter und kulturell bzw. durch Sozialisierung vermittelter Affordanzwahrnehmung – begünstigten in der Rezeption die Neigung, die für eine Objektepistemologie instruktive strikte Objektbezogenheit der Affordanz wieder zu verwässern und sie um soziale und kulturelle Aspekte zu erweitern. „However, somewhere in its use or overuse ‘affordance’ has lost some of its original meaning and intention“²⁹, und das Ergebnis ist ein weitgehend unscharf abgegrenzter Affordanzbegriff.

Die Lesart, die Affordanz eines Gegenstandes sei keine ihm immanente Konstante, sondern stelle sich im Verhältnis von Objekt und Handelndem her, was wiederum ihre

25 „The affordance of an object is that the infant begins by noticing. The meaning is observed before the substance and surface, the color and form, are seen as such“ (Gibson 1979, 134).

26 Knappett 2007, 44–45.

27 Stephen Palmer weist darauf hin, dass dies auch für andere von Gibson angeführte Beispiele gilt. So sei der unmittelbaren visuellen Wahrnehmung nicht zu entnehmen, dass Äpfel zum Essen und Bleistifte

zum Schreiben auffordern (Palmer 1999, 411).

28 Deshalb ist es widersinnig, wie William Gaver von „hidden affordances“ (vgl. Gaver 1991, 80) zu sprechen – zwar bestehen, wie er zu Recht feststellt, Affordanzen unabhängig von ihrer faktischen Wahrnehmung, nicht aber von ihrer grundsätzlichen Wahrnehmbarkeit.

29 Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004, 81.

Wandelbarkeit bedinge, hat Einzug in einschlägige Lehrbücher gehalten.³⁰ Prononciert wird sie auch von Carl Knappett vertreten:

Rather than being constant, an artefact's affordances may change according to the situation in which they are found. The notion of relationality is absolutely key to understanding the affordances concept, and has been highlighted by others.³¹

Eine Gleichsetzung von Affordanz mit ihrer Wahrnehmung, wie sie sich prominent in Texten von Donald Norman findet (siehe unten), verspielt jedoch die objektepistemologischen Möglichkeiten der Theorie Gibsons. Außerdem verkennt sie, dass die Untersuchung der Relationen zwischen Akteur und Objekt eine immanente Affordanzrekonstruktion insofern voraussetzt, als sich erst vor dieser Folie die Bedeutung des an der Affordanz Wahrgenommenen und in Handeln Umgesetzten erweist. Die wahrgenommenen Aspekte der Affordanz sind aufschlussreich erst im Kontrast zu denen, die *nicht* wahrgenommen wurden, deren Identifizierung wiederum zwingend eine Affordanzrekonstruktion erfordert, die von faktischen Perzeptionen zunächst abstrahiert – so wie in einer objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse erst einmal die objektiven Möglichkeiten des Handelns oder Sprechhandelns an einer gegebenen Sequenzstelle expliziert werden (Parameter 1) und dann erst die aus diesen auswählende Instanz (Parameter 2) konsultiert wird. Auch hier manifestiert sich die Bedeutung des faktischen Handelns nur vor dem Hintergrund der nicht gewählten Handlungsoptionen.

In der Literatur, die sich mit Gibsons Affordanzbegriff beschäftigt, wird dieser häufig als defizitär bezüglich der Dimension der Sozialität kritisiert und ein „Socializing Affordances“ – so der Titel eines Artikels von Alan Costall³² – gefordert. Damit ist die Berücksichtigung sozialer Prozesse gemeint, in welchen den Objekten Bedeutungen zugeschrieben und Handlungsrouninen im praktischen Umgang mit ihnen erworben werden, sowie umgekehrt die Funktion der Affordanz innerhalb sozialer Prozesse. „This is an aspect that Gibson barely elaborated, and his formulation of affordances can certainly be criticized for being asocial“.³³ Diese Kritik hätte eine gewisse Berechtigung, wäre sie gegen die subjektzentrierte Konzeption des Verhältnisses von Mensch und Objekt in der gestaltpsychologischen Tradition gerichtet, die Gibson mit seinem objektbezogenen Verständnis von Affordanz gerade zu überwinden suchte. Gegen Gibson gerichtet,

30 So heißt es in einer Einführung von Rainer Guski (Guski 2000, 76): „James Gibson [...] bezeichnet mit dem Begriff ‚Affordanz‘ ein spezifisches Wechselverhältnis zwischen dem wahrnehmenden Organismus und seinen Handlungsmöglichkeiten einerseits und

der ökologisch definierten Bedeutung des Wahrnehmungsobjektes andererseits.“

31 Knappett 2007, 46.

32 Costall 1995.

33 Knappett 2007, 46.

entgeht den Kritikern auch hier die Pointe des Konzeptes: damit die Relevanz von Gegenständen in und für soziale Interaktionen und Beziehungen rekonstruiert werden kann, ist eine vorgängige Bestimmung der Affordanz und damit eine analytische Unterscheidung von Affordanz und tatsächlicher Verwendung erforderlich, vor allem auch für die Erschließung eines Gebrauches der Objekte, der nicht mit ihrer Affordanz übereinstimmt oder dieser sogar entgegensteht. In einem von Costall angestellten Vergleich der Affordanzrekonstruktion mit dem Vorgehen von Archäologen artikuliert sich diese Problematik anschaulich:

Typically, then, in trying to make sense of affordances, we are not in the position of an archaeologist trying to determine the meaning of a 'defunct' object. We experience objects in relation to the community within which they have meaning. A child, for example, is not simply left to 'discover' the function of a cup or spoon; rather, the learning situation involves careful structuring by the parent, through the removal of distractions, presentation of the utensil in the right orientation, and so on.³⁴

Sich Objekten in einer archäologischen Einstellung zu nähern, würde demnach bedeuten, sie zunächst einmal dekontextualisiert zu betrachten in, „künstlicher Naivität“³⁵, wie diese Einstellung in der Methodologie der Objektiven Hermeneutik genannt wird. Erst in einem zweiten Schritt wären dann die Ergebnisse der auf diesem Wege gewonnenen heuristischen Affordanzrekonstruktion mit den tatsächlichen Verwendungskontexten des Gegenstandes abzugleichen. Die von Costall genannten kulturell determinierten ‚richtigen‘ Verwendungen, welche die Kinder durch Sozialisation (und nicht durch entdeckende Eigenleistung) erwerben, bergen, so interessant sie für sich fraglos sind, die Gefahr, dass sie die Affordanz als Gegenstandseigenschaft eher verdecken, weil ihre Evidenz eine umfassende Erschließung derselben unterbindet. Anders gesagt: gemäß dem zweistufigen, an der Unterscheidung der beiden Parameter orientierten Verfahren ist die Affordanz sensu Gibson nicht eine Alternative zu, in Knappetts Worten, „relationality“ und „sociality“ ihres Gebrauches, sondern deren Rekonstruktion ist vielmehr methodologische Voraussetzung der Analyse.

Während Gibson „Affordanz“ vergleichsweise restriktiv verwendet und damit einen begrenzten und klar umrissenen Begriff des so bezeichneten Phänomens gewinnt, wird dieser in den Versuchen einer Fortschreibung erweitert und damit beliebiger. Katherine Loveland³⁶ etwa unterscheidet drei Kategorien von Affordanzen:

34 Costall 1995, 471–472.

35 Oevermann 1993, 264.

36 Loveland thematisiert Affordanz im Kontext der Beschreibung von Störungen aus dem autistischen

Spektrum, die sich unter anderem in einer Blindheit gegenüber der Affordanz eines Gegenstandes und der Präferenz idiosynkratischer Verwendungen äußern.

1. Affordances for physical transactions with the environment (e.g., grasping, walking, eating) [...].
2. Specific, culturally selected affordances that reflect preferred but not necessary interactions (e.g., socks afford wearing on one's feet). Socks also afford use as containers for small objects and as handkerchiefs, but the latter are not preferred affordances. Preferred affordances are selected from among the very rich set of possible affordances available to the perceiver.
3. Social and communicative affordances that reflect the meaning of human activity for other humans [...]. These include not only the affordances of symbolic behavior such as human conversation and writing [...] but also the affordances of nonsymbolic activity such as facial expressions [...], gesture [...], body postures and movements [...], tone of voice [...], and the direction of gaze [...] that provide information about the actor as well as about other aspects of the environment.³⁷

In dem unter 1. und 2. Angeführten werden die beiden Parameter zusammengezogen, denn anstatt zwischen der Affordanz eines Gegenstandes und den von einer Entscheidungsinstanz selektiv angeeigneten und in Handeln umgesetzten Aspekte derselben zu unterscheiden, wird beides unter den Begriff „Affordanz“ subsumiert. Während dieser bei Gibson nur erst eine dem Gegenstand immanente Potentialität bezeichnet, verwendet Loveland ihn darüber hinaus zur Beschreibung von Aktualitäten, nämlich den historisch konkreten Realisierungen der Affordanz in der Praxis. Die Unterscheidung von Affordanz und ihrer praktischen Verwirklichung wird damit ersetzt durch die von „possible affordances“ und „preferred affordances“. Eine solche Entdifferenzierung des Affordanzbegriffes ist ein Einfalltor für Missverständnisse, wie sie sich in der an Gibson geübten Kritik äußern, sein Affordanzkonzept vernachlässige die Dimensionen des Sozialen, Kulturellen und Historischen. Wenig hilfreich erscheint es, von Affordanz nicht nur in Bezug auf Objekte, sondern auch auf die unter 3. genannten nonverbalen menschlichen Ausdrucksmöglichkeiten zu sprechen, weil es terminologisch hochgradig verwirrend ist, Analoges, aber kategorial Verschiedenes mit derselben Vokabel zu belegen.

Ein im Zusammenhang mit Affordanzrekonstruktionen in archäologischen Kontexten häufig angeführtes ‚Experiment‘ ist das von dem Archäologen Duncan Garrow und der Soziologin Elizabeth Shove unternommene:

Our method was simple: we each selected a piece of material culture and gave it to the other person to ‘analyse’. We adopted this strategy in order to make ourselves think critically about the selected objects and about archaeology and

37 Loveland 1991, 100–101.

sociology. In 'applying' distinct approaches, we expected to reveal different methods of conceptualizing and describing each object, and to use any surprising and intriguing observations to reveal otherwise taken-for-granted features of our own ways of working.³⁸

Im Zuge der Durchführung dieses hier etwas euphemistisch als „method“ bezeichneten erhielt die Soziologin aus der Hand des Archäologen die Klinge eines neolithischen Steinbeiles, während sie ihm umgekehrt eine rezente Zahnbürste überließ. Beide Objekte wurden gut sichtbar in den Arbeitsräumen beider verwahrt und gaben so allerlei Anlass für Kontemplationen und Kommentare seitens der Protagonisten wie auch deren Besucher. Erklärtes Ziel war es, Aufschluss über fachspezifische Voreingenommenheiten und Deutungsroutrinen zu erlangen, die sich in der archäologischen und soziologischen Beschäftigung mit materieller Kultur auswirken: „In confronting the axe and the toothbrush, we both enacted and tacitly reproduced many normally unspoken conventions of description and analysis“³⁹. Das Ergebnis ist wenig überraschend. Der Archäologe neigt zu einer intensiveren Betrachtung des Gegenstandes als solchem bzw. zu einem Vergleich mit ihm ähnlichen Objekten und weniger zu Überlegungen bezüglich seiner ehemaligen Praxiseinbettungen, während diese umgekehrt im Mittelpunkt der Überlegungen der Soziologin stehen. Aufgrund der Reichhaltigkeit des Materials ist in der Soziologie im Normalfall eine klar fokussierte Fragestellung erforderlich, damit sich die Untersuchung nicht in dieser Reichhaltigkeit verliert, während im Gegenstandsbereich der Archäologie wegen der quellenbedingten Selektivität der Gegenstände erst ihre genaue Analyse zu erweisen hat, welche Fragestellungen ihnen überhaupt angemessen sind. Die ‚Gegenstandsferne‘ der Soziologie artikuliert sich in der Behauptung, die Beilklinge sei ohne adäquate Fragestellung „nichts“⁴⁰, so als ob erst die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Objekt ihm Bedeutung verleihe. Diese Behauptung ist Ausdruck eines verbreiteten konstruktivistischen Fehlschlusses, in welchem die Rekonstruktion der Bedeutung eines Gegenstandes, die fraglos eine Konstruktionsleistung des jeweiligen Forschers ist, auf diese Bedeutung selbst projiziert wird. Vor dem Hintergrund dieser konstruktivistischen Hybris wird die Vernachlässigung der Objekte geradezu Programm, und es ist nicht verwunderlich, dass sie als relevant nur „as part of some other narrative“⁴¹ wahrgenommen werden.

„The stone could figure in a number of these stories: globalization, family relations, identity and innovation are all possibilities, but which is an appropriate frame? If the

38 Garrow und Shove 2007, 118.

39 Garrow und Shove 2007, 127.

40 „Analysis cannot proceed without a question and without some line of enquiry the stone is nothing. This is normal. In sociological and anthropologi-

cal writing, material artefacts are important not in their own right, but as part of some other narrative“ (Garrow und Shove 2007, 120).

41 Garrow und Shove 2007, 120.

stone is some kind of evidence, then what is it evidence of?“⁴² Die Antwort auf diese Frage muss Shove schuldig bleiben – bevor es aufschlussreich wird, die Rahmungen zu untersuchen, ist das Gerahmte selbst in den Blick zu nehmen, und dafür mangelt es an einer geeigneten Methode. Als Ergebnis wird festgehalten, dass die Soziologin das Handtuch, in welches die Beilklinge bei der Übergabe gehüllt war, „as odd as the rock“⁴³ und als Bestandteil des Gegenstandes interpretierte – was eher als Produkt der unklaren Versuchsanordnung bzw. unzureichenden Verständigung über den Charakter der zu tauschenden Objekte im Rahmen des Experimentes denn als Ausdruck disziplintypischer Herangehensweisen zu qualifizieren ist. Gemeinsam ist dem Vorgehen des Archäologen wie dem der Soziologin, dass eine tatsächliche Bestimmung des jeweiligen Gegenstandes im Sinne einer immanenten Rekonstruktion seiner Affordanz unterbleibt, wie überhaupt ein methodisch halbwegs geregeltes Verfahren beiden nicht zur Verfügung steht, weshalb sich die Analysen im Assoziativen erschöpfen. Gewiss sind Assoziationen zur Formulierung von Lesarten wichtig, aus denen der Chance nach ernstzunehmende Hypothesen folgen können, dazu bedürfen sie aber einer systematischen Geltungsbeurteilung, die das bloß Assoziative übersteigt.⁴⁴ Zugespitzt gesagt, übertragen Garrow und Shove das aus einem Mangel an einer Methode, die diesen Namen tatsächlich verdienen würde, resultierende Unvermögen zu einer adäquaten Gegenstandserschließung auf die Objekte, und so bleibt es bei einem mehr oder weniger unverbindlichen Räsieren über mögliche Rahmungen und Kontexte von Zahnbürste und Beilklinge.

In seiner Diskussion des Textes von Garrow und Shove führt Knappett ausdrücklich den Affordanzbegriff ein: „If affordances for skilled, directed action are to a large extent contextual and relational, then it will clearly be difficult to understand an object’s identity when its relations are removed or obfuscated“⁴⁵. Damit unterläuft er die objektepiistemologischen Möglichkeiten des an den Objekten selbst ansetzenden Affordanzverständnisses Gibsons zugunsten einer relations- und kontextvermittelten Herangehensweise. Das Setting des Experimentes von Garrow und Shove dagegen erinnert Knappett an Werke von Surrealisten, an ein „objet trouvé“, bei dem ein Alltagsobjekt aus seinem Gebrauchszusammenhang herausgenommen und wie ein Kunstwerk präsentiert wird, und er fragt: „Is this playful displacement of an artefact [...] a step towards a ‘surrealist’ methodology in the social sciences?“⁴⁶. Nun kann der Verfremdungseffekt einer solchen Dekontextualisierung dabei hilfreich sein, eine „künstliche Naivität“ dem Gegenstand gegenüber einzurichten und so Aspekte an ihm zu entdecken, die eingebettet in Handlungszusammenhänge, gewöhnlich verborgen bleiben. Unerlässlich ist

42 Garrow und Shove 2007, 120.

43 Garrow und Shove 2007, 119.

44 Vgl. Jung 2003, 100–102.

45 Knappett 2007, 136.

46 Knappett 2007, 136.

dazu aber ein Verfahren, mit welchem er dann auch methodisch angeleitet ausgewertet werden kann. Artefakte in Quarantäne zu nehmen, wie es im Titel des Kommentars von Knappett treffend heißt, ist kein Selbstzweck, sondern nur erst Vorbedingung einer solchen Auswertung.

Einen expliziten Bezug zur Objektiven Hermeneutik stellt Hans Peter Hahn in seinem Kommentar des „Experimentes“ her. Die Gemeinsamkeit mit dem Vorgehen von Garrow und Shove sieht er in dem Bemühen um eine immanente, das heißt von fallspezifischem Vor- und Kontextwissen absehende Interpretation: „[...] the parallels with the interdisciplinary experiment of the present authors are obvious. The merits of ‘objective hermeneutics’ are close to what the authors call ‘making the present unfamiliar’“⁴⁷. Diese Parallelen sind gewiss vorhanden, doch beschränkt sich, anders als Hahn suggeriert,⁴⁸ die Analyse im Methodenmodell der Objektiven Hermeneutik nicht in der immanenten Interpretation. Vielmehr bildet sie die Grundlage dafür, den Kontext, die praktischen Rahmungen des Gegenstandes, geregelt in die Analyse einzubeziehen. Und während bei Garrow und Shove „method“ nur eine Metapher ist, handelt es sich bei der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse um eine Methode im buchstäblichen Sinne, also um ein methodisch kontrolliertes und methodologisch begründetes Verfahren.

Ebenfalls in Zusammenhang mit Affordanzrekonstruktionen thematisiert Jennifer Bagley das „Experiment“ von Garrow und Shove.⁴⁹ Ihr Bezugspunkt bei dem Versuch, die Zuschreibung von Bedeutungen an neolithische Steinbeile nachzuvollziehen, ist allerdings nicht das Affordanzkonzept Gibsons, sondern das von Norman, der den Begriff der Affordanz „mit leichten Modifikationen in die Design-Theorie eingeführt“⁵⁰ habe. Tatsächlich führen diese Modifikationen zu einer Schwerpunktverlagerung von der objektimmanenten Affordanz zu der Wahrnehmung der Affordanz und damit zu einer Unterbietung des bei Gibson angelegten objektivistemologischen Potentials.⁵¹ Normans Abwandlungen des ursprünglichen Verständnisses von Affordanz waren folgenreich – „this conception has become so widespread that perceptibility is now taken as the sine qua non of affordance“⁵² – und werden verständlich, wenn man sich den Kontext vergegenwärtigt, in welchem Norman Affordanz behandelt: Bezogen nämlich

47 Hahn 2007, 133.

48 „Overmann and his disciples voluntarily strip an object of any accompanying text or oral explanation. Thus they achieve an objectivity, which, they claim, is of universal relevance, which applies for people in any society“ (Hahn 2007, 133).

49 Bagley 2015, 205–206.

50 Bagley 2015, 194.

51 Norman selbst hat rückblickend die unglückliche terminologische Gleichsetzung von ‚Affordanz‘ und ‚wahrgenommener Affordanz‘ korrigiert: „PO-

ET [The Psychology of Everyday Things (Norman 1988), M.J.] was about ‘perceived affordance’. When I get around to revising POET, I will make a global change, replacing all instances of the word ‘affordance’ with the phrase ‘perceived affordance’. The designer cares more about what actions the user perceives to be possible than what is true“ (Norman 1999, 39). In demselben Text betont er außerdem die Differenz der Affordanz zu Konventionen des Umgangs mit ihr (Norman 1999, 42).

52 John und Sutherland 2005, 407.

auf die Handlungsprobleme von Designern, deren Aufgabe es ist, Affordanz planend zu antizipieren und Gebrauchsgegenstände derart zu gestalten, dass sich einem Benutzer die Affordanz unmittelbar erschließt.⁵³ Joanna McGrenere und Wayne Ho exemplifizieren die beiden unterschiedlichen Affordanzbegriffe Gibsons und Normans anhand der Affordanz einer Tür:

Consider a door with no handle and no flat panel. Without prior knowledge of how the door operated, an actor would find it difficult to know the direction of opening. Following Gibson's definition, the fact that the door can be opened by a given actor is sufficient to determine that it has an affordance. [...] There does not need to be any visual information specifying the correct direction to the actor for there to be an affordance. According to Norman's use, on the other hand, the affordance would only exist if there was information to specify the possibility for action and the actor had learned how to interpret the information. In this case, there would need to be a door handle that signaled the direction of opening to the actor.⁵⁴

Zur Verdeutlichung der Differenz des Affordanzverständnisses Gibsons zu dem Normans ließe sich ein Experiment⁵⁵ zur Bedeutung des kulturellen Hintergrundwissens bei der Wahrnehmung von Affordanz am Beispiel der Stellung von Lichtschaltern anschließen. US-amerikanische Probanden deuteten heruntergedrückte Schalter überwiegend anders als britische: „The study clearly shows that UK subjects thought the down position of a light switch indicates it is ‘ON’; for their US counterparts it was ‘OFF’“⁵⁶. Während für Gibson die Affordanz des Schalters darin läge, mittels eines Wechsels der Stellung eine Veränderung herbeizuführen, bei der es für die Affordanz des Schalters zunächst unerheblich wäre, worin diese besteht, könnte man nach Norman von Affordanz nur dann sprechen, wenn an dem Schalter selbst deutlich würde, welche Veränderung ein Umlegen bewirkt.

Bagley versteht in der Nachfolge Normans Affordanz als relationales Phänomen und geht davon aus, dass, wie es in Bezug auf das „Experiment“ von Garrow und Shove heißt, „die Beziehung (oder affordance) zwischen Mensch und Objekt eine wechselseitige Verbindung darstellt“⁵⁷. Dieses Verständnis hat zur Folge, dass sie eine Rekonstruktion der Affordanz der Steinbeile,⁵⁸ um die es ihr zu tun ist, gar nicht mehr durchführt bzw. sie auf einige sehr allgemeine Anmerkungen reduziert:

53 Umgekehrt zeigen die Forschungen zu den Weisen kultureller Aneignung eindrucksvoll, in welchem Maße im Zuge von Aneignungsprozessen Affordanz von Artefakten in der Praxis aufgenommen werden, die nicht den Intentionen ihrer Hersteller entsprechen, welche sie zur Erfüllung anderer Funk-

tionen anfertigten (vgl. Hahn 2011).

54 McGrenere und Ho 2000, 181.

55 Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004.

56 Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004, 81.

57 Bagley 2015, 206.

58 Zu Ansätzen zu einer solchen vgl. Jung 2012, 377.

Die Mehrheit der neolithischen Steinbeile wurde als multifunktionales Werkzeug eingesetzt, vor allem in der Verarbeitung von Holz. Die Schäftung erfolgte dabei je nach Form des Beiles oder der Axt auf unterschiedliche Arten. Neben dieser vorrangigen Nutzung deuten einige Funde und Befunde auf eine Verwendung als Waffe sowie auf eine Bedeutung in sozialen und religiösen Kontexten hin, als potenzieller Prestigemarker, als Statussymbol und Kultobjekt.⁵⁹

Die Kategorisierung als „multifunktionales Werkzeug“ kann eine präzise Affordanzrekonstruktion nicht ersetzen, und ohne eine solche verlieren sich die Thematisierungen der tatsächlichen Verwendungskontexte in relativistischer Beliebigkeit, in der Buntheit der Welt der Erscheinungen, ohne dass das ihnen Gemeinsame noch nachvollziehbar wäre.

Wie man bei einer detaillierten Rekonstruktion der Affordanz archäologischer Objekte prozedieren kann, hat Arnica Keßeler anhand von traditionell als ‚Spinnwirtel‘ angesprochenen Gegenständen demonstriert, die bei Ausgrabungen in dem neolithischen/äneolithischen Tell Monjukli Depe in Turkmenistan gefunden wurden.⁶⁰ Das Gelingen einer solchen Rekonstruktion gründet bei ihr darin, dass sie Gibson beim Wort nimmt und die Affordanz als dingimmanente Eigenschaften begreift. Daraus zieht Keßeler die Konsequenz, die Untersuchung mit einer Explikation eben dieser Eigenschaften zu beginnen, was sie auch davor bewahrt, bei der Deutung über die Intentionen der Hersteller dieser Objekte zu spekulieren und aus diesen Intentionen deren Bedeutung ableiten zu wollen.⁶¹ Problematisch sind hingegen terminologische Bestimmungen Keßelers bzw. deren Implikationen:

Im Fall des ‚Fundstücks‘ definiert erst das Auffinden das Ding und lässt sich nicht davon trennen. Der Begriff impliziert, dass die Funde erst mit dem Auffinden durch ArchäologInnen ihren Sinn erhalten bzw. erfüllen, also erst gefunden werden müssen. Bedingung für das Verständnis des Dinges als ‚Gegenstand‘ ist seine Wahrnehmung, ein Erkennen als Gegenüber, um eine Interaktion überhaupt erst zu ermöglichen. Das bedeutet, eine menschliche AkteurIn wird mit der Bezeichnung ‚Gegenstand‘ immer mitgedacht.⁶²

Diese Argumentation, so könnte man sagen, verstrickt sich in den Aporien der Subjekt-Objekt-Opposition Kantischer Prägung, ohne aber zugleich die Vorzüge einer transzendentalen Betrachtung geltend machen zu können. Zwar verweisen die gewählten Begrifflichkeiten auf die Unterscheidung von ‚Ding an sich‘ einerseits und Erfahrungsgegenständen andererseits, gedacht wird aber in der Immanenz konkreter Wahrnehmung

59 Bagley 2015, 195–196.

60 Keßeler 2016.

61 Keßeler 2016, 346.

62 Keßeler 2016, 343.

gen von Gegenständen durch Akteure und auf der Grundlage dieser Wahrnehmungen stattfindender „Interaktionen“. Es geht also nicht um das Verhältnis eines transzendentalen Wahrnehmungs- und Erkenntnissubjektes zu Gegenständen möglicher Erfahrung, ganz unabhängig davon, ob sie auch faktisch erfahren werden. Keßlers an Bruno Latour angelehnte Bestimmungen sind in ihrem Konkretismus zu restriktiv, als dass sie eine wahrhaft transzendentalpragmatische⁶³ Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit von Praxis gestatten würden.

Der Begriff „Fundstück“ impliziert mitnichten, „dass die Funde erst mit dem Auffinden durch ArchäologInnen ihren Sinn erhalten bzw. erfüllen“⁶⁴, vielmehr handelt es sich um ein vorläufiges Prädikat, das einem unbekanntem Gegenstand zugeordnet wird, dessen weitere Bestimmung noch aussteht. Mit „Fundstück“ wird ein derartiger Gegenstand daher nicht definiert, es wird vielmehr nur die eine bekannte Eigenschaft desselben benannt.⁶⁵ Die Behauptung, erst das Handeln der Archäologen verleihe ihm Sinn, erinnert an Shoves „without some line of enquiry the stone is nothing“⁶⁶. Tatsächlich hat ein Ding einen objektiven, in seiner Affordanz liegenden Sinn, der unabhängig davon ist, ob er wahrgenommen wird oder nicht; zu seiner unmittelbaren Wahrnehmung durch Akteure und seiner expliziten Rekonstruktion durch Archäologen bedarf es gewiss erkennender Subjekte, die aber eben ein bereits Vorhandenes, den objektiven Sinn, wahrnehmen und rekonstruieren. Selbstverständlich gibt es auch subjektiv-ideosynkratische Sinnzuschreibungen, die aber den objektiven Sinn nicht tangieren und eher etwas über die Subjekte als über die Objekte aussagen.

Misslich ist ferner die Rede von „Interaktion“, weil eine solche mindestens zwei Handlungsinstanzen voraussetzt, während hier nur eine gegeben ist. Ein mit oder an einem Gegenstand Handlungen vollziehender menschlicher Akteur konstituiert Interaktionen höchstens in einem metaphorischen Sinne. Es wäre ein Kategorienfehler, die Struktur der sprachlichen Darstellung, in welcher Gegenstände als Satzsubjekte in der Tat Handlungen zu vollführen scheinen, umstandslos auf die Realität projizieren zu wollen, wie Latour dies unternimmt.⁶⁷

63 Die von Karl-Otto Apel entwickelte Transzendentalpragmatik reflektiert, wie auch die Universalpragmatik Jürgen Habermas' (Habermas 1976), die Bedingungen der Möglichkeit sprachlicher Verständigung, nicht die humaner Praxis in toto, weshalb sie in früheren Texten auch zutreffend als „transzendental Sprachpragmatik“ (z. B. Apel 1976) bezeichnet wurde.

64 Keßler 2016, 343.

65 Insofern könnte man das so verstandene ‚Fundstück‘ mit den „epistemischen Dingen“ Hans-Jörg Rheinbergers parallelisieren; an diesen allerdings ist pro-

blematisch, dass Eigenschaften des Erkenntnisprozesses dem zu Erkennenden zugeschrieben werden: „To say that epistemic objects have a fragile and fluctuating existence is to say (correctly) that our understanding is a fluctuating and changing thing“ (Bloor 2005, 311).

66 Garrow und Shove 2007, 120.

67 Vgl. Jung 2012, 381; Jung 2015, 40–42. Damit einer geht ein Aufweichen des Handlungsbegriffs, das dazu führt, dass das Handeln von Menschen nicht mehr den Normalfall ausmacht, sondern als „emphatisches Handeln“ als ein Grenzfall von Handeln

Keßeler fährt fort:

Die Beschreibung von materiellen Hinterlassenschaften als Objekte verweist hingegen auf die Dichotomie der Subjekt-Objekt Trennung. Das Objekt wird im klaren Gegensatz zum Subjekt konzipiert; beide bedingen sich zwingend gegenseitig. Der Mensch wird zumeist als Subjekt dem Ding gegenübergestellt, wobei er, zumindest in der westlichen, dem Humanismus verhafteten Welt, als hervorgehoben, einzigartig und damit überlegen aufgefasst wird, Dinge hingegen zumeist als unterlegen und/oder nachrangig verstanden werden [...]. Hiermit wird eine Rangordnung terminologisch gefestigt, die den Menschen an erste und Dinge an zweite Stelle stellt. Diese wird oft noch weiter unterteilt und ist letztlich normativ belegt.⁶⁸

Diese Kritik bleibt in der von ihr kritisierten Subjekt-Objekt-Dichotomie gefangen. Davon abgesehen, dass das Postulat einer Überhöhung des Subjektes auch etymologisch⁶⁹ bedenklich ist, da ein solches ja wörtlich genommen ein ‚Unterworfenes‘ ist, besteht ungeachtet des wechselseitigen Bedingungsverhältnisses auch eine fundamentale Asymmetrie: Das Subjekt kann das Objekt erkennen und es handelnd in seine Praxis einbeziehen, während das Objekt umgekehrt weder erkennen noch handeln kann. Sicher können Objekte bestimmte Praxisformen ermöglichen und andere verschließen, handeln als Vollzug im Sinne von Parameter 2 können aber nur Subjekte. Keßelers Kritik an monströsen Überhöhungen dieser Asymmetrie mag man zustimmen, sie wird problematisch, wenn mit dieser Kritik auch die Asymmetrie als solche ideologiekritisch geleugnet wird.⁷⁰ Anders gesagt: Schief wird die Argumentation dann, wenn aus dieser Konstellation abgeleitet wird, Subjekt und Objekt begegneten sich gleichsam auf Augenhöhe,⁷¹ was bedeute, dass jene auch für diese Angebote bereithalten. Keßelers Folgerung daraus lautet: „Angebote sind somit den Dingen immanent; Möglichkeiten entstehen erst in der Interak-

überhaupt verstanden wird (vgl. hierzu die instruktive Diskussion in Roßler 2016, 84–124). In diesem Sinne haben Werner Rammert und Ingo Schulz-Schaeffer einen gradualisierten Handlungsbegriff vorgeschlagen, doch verfehlt die von ihnen postulierte Aufstufung des Handelns von Kausalität über Kontingenz zu Intentionalität (Rammert und Schulz-Schaeffer 2002, 48) gerade die *differentia specifica* des Handelns, nämlich seine Regelgeleitetheit. Zur Vermeidung eines „Quasi-Animismus“ unterscheidet Bernhard Waldenfels „zwischen unadressierten und adressierten Aufforderungen“ (Waldenfels 2015, 65).

68 Keßeler 2016, 343–344.

69 Im Übrigen verweist auch ‚Ding‘ immer schon auf menschliche Akteure, insofern damit ursprünglich eine (Gerichts-)Versammlung bzw. Verhandlung bezeichnet wurde, ehe diese Bezeichnung metonymisch auf die dort verhandelte Sache übergegangen ist; vgl. hierzu auch Martin Heideggers extensive, die ursprüngliche Wortbedeutung überdehnende Interpretation in Heidegger 1954.

70 Zu der wichtigen Unterscheidung von ontologischer und methodologischer Asymmetrie vgl. Preda 2000.

71 In Überbietung des Ansatzes von David Bloor (Bloor 1991, 175–179) wird diese Position programmatisch von Latour (Latour 2008) vertreten.

tion und sind nicht den Dingen immanent⁷². In den sogenannten ‚Interaktionen‘ von Mensch und Gegenstand werden Möglichkeiten übersehen, ignoriert, wahrgenommen oder verwirklicht, aber nicht konstituiert. Die objektiven Möglichkeiten sind in der Tat dem Gegenstand immanent, sofern dieser ein Gegenstand möglicher Praxis ist.⁷³

3 Exemplarische Fallstudie

3.1 Methodologische Vorbemerkungen

Eine zentrale und nur scheinbar triviale Schwierigkeit bei der Auswertung archäologischen Materials liegt in seiner *Nichtsprachlichkeit*, die zugleich eine Differenz zu den Quellen der Geschichts- und Sozialwissenschaften markiert, welche auf schriftliche Quellen zurückgreifen können, in denen die beispielsweise für die Sozialstruktur und Sozialgeschichte relevanten Sachverhalte immer schon begrifflich gefasst sind. Die Archäologie⁷⁴ dagegen steht vor der Aufgabe, ihre Gegenstände allererst in eine sprachliche Beschreibung überführen zu müssen, ohne dass dabei Vorannahmen, Vorurteile und Deutungsmuster mechanisch übertragen werden, welche dem Alltagsvokabular oder der übernommenen Terminologie anderer Fächer innewohnen.⁷⁵ Das unterscheidet die Archäologie auch von einer Disziplin wie der Ethnologie, die rezente Zeugnisse materieller Kultur untersucht, bei welchen im Normalfall die Bezeichnungen und Verwendungen seitens der Praxis, in die sie eingebettet waren, zumindest der Möglichkeit nach ebenfalls überliefert sind.

Als weitere Eigenheit des archäologischen Materials ist seine hohe *Selektivität* zu nennen, die mindestens drei Mechanismen geschuldet ist:

1. Den Eigenlogiken der verschiedenen Fundgattungen, die Ausdruck menschlicher Tätigkeit sind und in der Archäologie traditionell mit der Unterscheidung von Siedlungs-, Gräber- und Hortfunden umschrieben werden.

72 Keßeler 2016, 349.

73 Keßelers Unterscheidung von Angebot und Möglichkeit erinnert an Überlegungen von John Searle, der zwischen Eigenschaften und Funktionen von Objekten differenziert. Die Eigenschaften, die es erlauben, einen Gegenstand beispielsweise als Schraubendreher zu verwenden, seien objektiv, die Zuschreibung einer Funktion sei dagegen relativ zu einem Beobachter bzw. Benutzer (Searle 2011, 19).

74 ‚Archäologie‘ bezeichnet im Folgenden stets, auch wenn dies nicht ausdrücklich markiert wird, die Prähistorische Archäologie.

75 Diese basale Problematik wird auf den unterschiedlichsten Aggregierungsniveaus virulent, von der Funktionsbestimmung eines einzelnen Gegenstandes bis hin zu ethnischen Deutungen archäologischer Relikte in großräumigen Arealen.

2. Den durch natürliche Zersetzungsprozesse bewirkten Transformationen, das heißt die Selektivität aufgrund der unterschiedlichen Erhaltung von Materialien.
3. Den Zufälligkeiten und Unwägbarkeiten bei seiner Auffindung und Bergung, die Selektivität aufgrund der Kontingenz dessen also, was überhaupt entdeckt wird.

Diese drei Selektionsmechanismen lassen sich mit dem Protokollbegriff der Objektiven Hermeneutik⁷⁶ neu formulieren. Bezüglich der Protokollierungshandlungen, die mit dem protokollierten Gegenstand oder Ereignis immer auch selbst protokolliert sind, können analog zu den Selektionsmechanismen drei Ebenen unterschieden werden, von denen die erste und dritte Ebene die sinnstrukturierten Anteile des Protokolls beschreiben:

1. Ebene: Die vergangene Realität, in der ein Gegenstand hinterlassen wird, sei es als Resultat einer Überlieferungsentention oder nicht.
2. Ebene: Die organisch-chemischen Veränderungen der Stofflichkeit der Gegenstände.
3. Ebene: Die Handlungen, die mit der Ausgrabungs- und Dokumentationstätigkeit verbunden sind und die zu der konkreten, schließlich auswertbar vorliegenden Ausdrucksgestalt führen.

Wie bereits dargelegt, ist im Methodenmodell der Objektiven Hermeneutik die Unterscheidung von zwei elementaren, die Praxis determinierenden Parametern zentral: Parameter 1 erzeugt qua geltender Regeln wohlgeformte Anschlussmöglichkeiten an einen Handlungsverlauf, Parameter 2 wählt aus diesen objektiven Möglichkeiten eine konkrete aus und verwirklicht sie. Die von Parameter 1 als Bedingung der Möglichkeit von Praxis entfalteten Handlungsoptionen bilden so die Grundlage für den Vollzug von Praxis durch Parameter 2.⁷⁷ In der Abfolge der Auswahlentscheidungen konstatiert sich die Fallstruktur einer historisch konkreten Lebenspraxis – eines Individuums, einer Familie, einer Institution, einer politischen Vergemeinschaftung etc., und das Erkenntnisinteresse der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse richtet sich auf die innere

⁷⁶ Oevermann 2004.

⁷⁷ Claude Lévi-Strauss als Vertreter des älteren Strukturalismus neigte dazu, die Handlungsinstanz des Parameters 2 lediglich auf einen Appendix der sozialitätskonstituierenden Regeln des Parameters 1 zu reduzieren, bei dem ihn kritisierenden Pierre

Bourdieu dagegen findet sich die komplementäre Vereinseitigung, insofern er mit dem „Habitus“ den Parameter 2 mit Eigenschaften des Parameters 1 versieht und so die Ermöglichungsbedingung von Praxis mit dieser selbst zusammenzieht.

Gesetzlichkeit einer solchen Fallstruktur. Bei einer Operationalisierung der beiden Parameter für eine Anwendung auf materielle Kultur wird nun die Frage virulent, worin hier eigentlich die zu rekonstruierende Fallstruktur besteht. Begreift man ein archäologisches Datum als Ausdrucksgestalt einer vergangenen Lebenspraxis, dann ist diese darin in einem umfassenden Sinne verkörpert, jedoch außerordentlich fragmentarisch. Insofern bildet auch diese Lebenspraxis in ihrer Totalität die zu rekonstruierende Fallstruktur.⁷⁸ Wegen der Fragmentarität der Daten wären Fragen zum Beispiel nach Sozialstrukturen wie Verwandtschafts- oder Herrschaftsorganisationen viel zu selektiv. Während es bei einem typischen Gegenstand soziologischer Analyse (wie etwa einem biographischen Interview) unabdingbar ist, vorab eine präzise Fragestellung zu formulieren, muss sich bei archäologischem Material erst im Verlauf der Analyse erweisen, welche Fragestellungen es überhaupt zulässt, zumal auch die Praxis- und Interaktionseinbettungen der Gegenstände zumeist unbekannt ist.

Bezogen auf den Parameter 1 ist überdies die Beschaffenheit der seinerzeit geltenden generativen Regeln unbekannt – verfügt ein Soziologe bei der Analyse von Aspekten der Gegenwartsgesellschaft sozialisationsvermittelt über ein (implizites, aber rekonstruier- und damit explizierbares) Wissen über diejenigen Regeln, welche auch seinen Forschungsgegenstand konstituieren, so stellt sich bezogen auf die materielle Kultur vergangener Epochen die Frage, welche Gemeinsamkeiten bei ihrer Analyse überhaupt in Anspruch genommen werden können, auf welche Allgemeinheiten die Interpretation rekurrieren kann. Auch wenn sich Postulate anthropologischer Universalien allzu oft als Übergeneralisierungen kulturspezifischer Phänomene erweisen, lassen sich dennoch Universalien auf drei Ebenen postulieren.⁷⁹ Erstens die zur Gattungsausstattung des Menschen zählenden epistemischen Strukturen, zweitens die mit der menschlichen Anatomie gesetzten Möglichkeiten und Grenzen in der Nutzung der Naturgesetze sowie drittens ‚pragmatische‘ Universalien in Gestalt universeller, aber je kulturell konkret zu bearbeitender Handlungsprobleme. Neben der materiellen und sexuellen Reproduktion sind beispielsweise die folgenden zu nennen: Herstellung und Aufrechterhaltung von Gerechtigkeit, insbesondere der Verteilungsgerechtigkeit, Sozialisation von Nachwuchs, Regelung des Übergangs zum Erwachsensein, Bewältigung von Krankheit und außeralltäglichen Krisen, Verabschiedung und Bestattung der Verstorbenen. Diese pragmatischen Universalien können als Orientierungs- und Ordnungsprinzipien bei der For-

78 Darin ist auch der Grund dafür zu sehen, dass die Tradition der deutschsprachigen ur- und frühgeschichtlichen Archäologie die ausdrückliche Frage nach der Erschließbarkeit distinkter Kulturen aus archäologischen Quellen häufig wie selbstverständlich übersprungen und gar nicht eigens als Fraglichkeit diskutiert hat. In dem Bemühen um eine ethnische

Deutung archäologischer Gegenstände ist implizit mitgesetzt, dass der ihr vorgelagerter Schluss von materialen Hinterlassenschaften auf Kulturen im Prinzip unproblematisch ist. Zum Komplex der ethnischen Deutung vgl. grundlegend Brather 2004.

79 Zu kulturellen Universalien vgl. Antweiler 2007.

mulierung heuristischer Fragen dienen und ermöglichen überhaupt erst die Einrichtung von Vergleichsoperationen.

Bei der Analyse ist fallspezifisches Vor- und Kontextwissen zunächst einmal zurückzustellen zugunsten einer extensiven gedankenexperimentellen Bestimmung und Ausbuchstabierung der objektiven Möglichkeiten bzw. der Affordanz eines Gegenstandes. Dieses immer wieder zu Missverständnissen Anlass gebende Vorgehen⁸⁰ hat nichts mit einer ‚Wesensschau‘ zu tun, es ist auch keine Selbstzweck, sondern Bedingung dafür, den Kontext im Anschluss methodisch geregelt in die Analyse einbeziehen zu können. Auch im Verlauf einer immanenten Analyse mag es zuweilen aus pragmatischen Gründen geraten erscheinen, Kontextinformationen zu konsultieren, wichtig ist jedoch, dass dies explizit und vor dem Hintergrund von Fraglichkeiten geschieht, die in der Analyse selbst aufgetreten sind.

Ein Problem der traditionellen archäologischen Gegenstanderschließung liegt darin, dass eine solche immanente Betrachtung nicht durchgeführt wird und stattdessen zu schnell Vergleiche angestellt werden, ohne dass an dem zu Vergleichenden hinreichend bestimmt wäre, woraufhin es eigentlich verglichen werden soll.⁸¹ Nur vor dem Hintergrund der immanenten Rekonstruktion zeichnet sich bei der Einbeziehung des Kontextes Erklärungsbedürftiges ab. Fraglos ist Vor- und Kontextwissen wegen des selektiven und fragmentarischen Charakters des Materials in den archäologischen Fächern enorm wichtig, damit Lücken geschlossen werden können – es wird aber problematisch dann, wenn es darum geht, Lücken überhaupt festzustellen. Mit dem hier vorgeschlagenen methodischen Vorgehen würde man also stets von einem konkreten Gegenstand ausgehend sich den Kontexten „von innen“, auf der Grundlage einer Affordanzrekonstruktion, nähern und sie schrittweise einbeziehen. Ein Archäologe würde dagegen eher „von außen“ ansetzen, beginnend etwa mit dem Wissen über eine bestimmte Epoche, über eine archäologische Kultur, Fundgattung, Form und Materialart. Es handelt sich dabei um eine fortschreitende Subsumtion, bei dem gegenläufigen Verfahren jedoch um eine sukzessive Rekonstruktion, in deren Verlauf auch das falsifikatorische Potential der verschiedenen Etappen der Erschließung zur Geltung gebracht werden kann. Mit Karl Marx⁸² könnte man sagen, dass die Archäologie typischerweise den Weg vom Abstrakten zum Konkreten nimmt, das hier propagierte Verfahren dagegen den vom Konkreten zum Abstrakten.

Was die Generalisierbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse über einen Fund oder Befund angeht, kann auf die Operation der Strukturgeneralisierung verwiesen werden.⁸³

80 Vgl. Jung 2015, 51–58.

81 Vgl. hierzu exemplarisch Jung 2004b und ausführlich Jung 2006.

82 Marx 1961, 632.

83 Zur Strukturgeneralisierung siehe Oevermann 1981; Oevermann, Schuster und Simm 1985, 276–293; Oevermann 1996, 13–19; Oevermann 2000, 116–129.

Jede Fallrekonstruktion ist, im Unterschied zu einer bloßen Fallbeschreibung, als solche die Bestimmung eines allgemeinen Typus, ungeachtet seiner empirischen Häufigkeit. Ein Grab etwa ist nicht bloß eine besondere Merkmalsausprägung oder -kombination, sondern als Typus zu rekonstruieren, denn es ist keine Stichprobe aus einer Grundgesamtheit. Überhaupt ist es kaum möglich, aufgrund der Kontingenz dessen, was den Archäologen zur Kenntnis gelangt, unabhängige Stichproben zu erheben und empirische Generalisierungen durchzuführen. Freilich können quantifizierende Techniken heuristisch hilfreich sein und zum Beispiel einen abkürzenden Überblick über komplexe Fundkonstellationen verschaffen, was eine Typenrekonstruktion aber nur ergänzen, nicht ersetzen kann.

Das komplexe Verhältnis von Funktionalität, Ästhetik und Symbolbedeutung wäre am konkreten Gegenstand zu diskutieren, an dieser Stelle daher nur einige abstrakt-allgemeine Anmerkungen.⁸⁴ Eine klassifikatorische Aufteilung in Funktionalität einerseits und Ästhetik andererseits wäre bei Gebrauchsgegenständen offensichtlich unsinnig, denn funktionale und ästhetische Momente sind faktisch immer amalgamiert und vermittelt. Gleichzeitig besteht jedoch auch ein konstitutionslogisches Einbettungsverhältnis des Ästhetischen in das Funktionale, denn die ästhetische Gestaltung, die Wahlmöglichkeiten in der Ausführung voraussetzt, ist gebunden an Kultur, während Funktionalität als Ausnutzung naturgesetzlicher Gegebenheiten dem immer schon vorausgeht. Gewiss kann eine Brechung von Funktionsgesetzen durch ästhetische im Sinne einer bewussten Verzerrung nicht ausgeschlossen werden, eine solche Annahme ist aber gemäß der Sparsamkeitsmaxime zurückzustellen, bis sich am Gegenstand selbst Indikatoren hierfür namhaft machen lassen. Eine vergleichbare Einbettungsrelation ist auch für das Verhältnis von Funktionalität und symbolischer Bedeutung anzunehmen. Die Symbolbedeutung stellt sich dann als Umrahmung einer funktionalen Primärbedeutung dar, die es zuvor zu bestimmen gilt.⁸⁵

Im Folgenden soll die Affordanz eines archäologischen Gegenstandes anhand eines Protokolls exemplarisch rekonstruiert werden.⁸⁶ Bei dem Protokoll handelt es sich um eine Zeichnung (Abb. 1), die, anders als ein sprachlicher Text, nicht in sich sequentiell verfasst ist, was aber für eine Sequenzanalyse kein grundsätzliches Problem bedeutet, da die Zeichnung für eine Auswertung ohnehin in eine sprachliche Beschreibung überführt werden muss und sich auf dieser Ebene Sequenzialität herstellt.⁸⁷ Die Reihenfolge,

84 Verwiesen sei auf die folgenden ausführlichen Fallanalysen zu diesem Komplex: Jung 2004a; Jung 2005; Jung 2009; Jung 2012.

85 Vgl. Jung 2005.

86 Die Fallstudie geht auf einen Vortrag zurück, den ich auf der Tagung *Strukturanalyse auf den Ebenen der Meso- und Makroaggregation* der Arbeitsgemeinschaft

Objektive Hermeneutik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main im September 1999 gehalten habe.

87 Gewiss wäre das beste Protokoll eines Gegenstandes der Gegenstand selbst, der aber in archäologischen Kontexten für eine Autopsie und erst recht einen haptischen Umgang zumeist nicht zur Verfügung

in welcher die Komplexe Konstruktion, Gestaltung sowie Material und Abmessungen behandelt werden, ist nicht zwingend, sondern nur zweckmäßig.⁸⁸ Der Gegenstand soll in seiner ‚Totalität‘ bestimmt werden, was aber nicht umfangslogisch misszuverstehen ist, sondern im Sinne der Rekonstruktion seiner Fallstruktur als der für ihn kennzeichnenden Formel – etwas altertümlich ausgedrückt, könnte man sagen, es geht um die Explikation seines Begriffes.

Die Zeichnung als Protokoll bedeutet eine abstrahierende, hochstilisierte Gegenstandsdarstellung. Die Klarheit der Linienführung lässt bestimmte Details hervortreten, so zum Beispiel das aus drei Bändern gebildete Muster auf der dem Betrachter zugewandten, oberen horizontalen Leiste, sie bedingt zugleich auch Unentscheidbarkeiten, denn der zeichnerischen Repräsentation des Musters ist nicht zu entnehmen, ob es geschnitzt oder aufgemalt ist oder ob es sich um Intarsien handelt, was beispielsweise aus einer Farbfotographie unmittelbar hervorgehen würde. Auch bei den Linien der vier zu den Enden hin sich verjüngenden Elemente wird aus der Zeichnung nicht deutlich, ob sie vereinfachend Abschattierungen wiedergeben oder aber dem Gegenstand selbst geschuldet sind und auf eine Maserung des Materials verweisen. Dieses Material selbst kann auf der Grundlage der Zeichnung allein ebenfalls nicht zweifelsfrei identifiziert werden, im Falle einer Maserung wäre Holz als Werkstoff naheliegend, dieser könnte aber auch zum Beispiel Elfenbein sein. Die Information zu dem Material wird auf der die Zeichnung wiedergebenden Bildtafel angeführt, oberhalb ihrer ist „Holz“ ohne weitere Spezifizierungen vermerkt; als einzige weitere schriftliche Information ist der Maßstab der Zeichnung angegeben, der ein Drittel der natürlichen Größe beträgt. Die Zeichnung ist kein Kunstwerk im Sinne der Entfaltung einer eigenlogischen fiktionalen Realität, sie bezieht sich vielmehr auf eine vorausgesetzte Wirklichkeit außerhalb

steht. Im Normalfall ist man auf photographische oder zeichnerische Dokumentationen angewiesen, und deshalb soll eine solche auch dieser exemplarischen Analyse zugrunde gelegt werden. Im Übrigen ist es auch dann, wenn der Gegenstand vorliegt, erforderlich, als Voraussetzung der Analyse eine sprachliche Beschreibung anzufertigen. Für einen methodisch geregelten Erschließungsprozess ist es wichtig, dass man überhaupt anhand eines Protokolls mit der Auswertung beginnt, sich über dessen Eigenheiten Rechenschaft ablegt, es extensiv ausschöpft und Fragen und Hypothesen bezüglich des Protokollierten formuliert, die sich dann mit Hilfe anderer Protokolle möglicherweise beantworten lassen. Eine Zeichnung wie die vorliegende hat einer Fotografie gegenüber einige Vorzüge: Details lassen sich besser akzentuieren, Profile und Querschnitte darstellen. Außerdem sind Zeichnungen

in Publikationen einfacher zu reproduzieren. Die Zeichnung als „das visualisierte Pendant zur Beschreibung eines archäologischen Sachverhaltes“ (Wendowski-Schünemann 2013, 1) ist daher nach wie vor der dominante Modus wissenschaftlicher archäologischer Fundvorlagen, während Photographien vor allem ergänzenden Charakter haben.

- ⁸⁸ So wäre es unzweckmäßig, mit den Abmessungen unter Ausblendung von Form und Gestaltung zu beginnen. An der Tatsache, dass sich Größe (oder Kleinheit) nur schwer ohne vorgängige Bestimmung des ‚was‘ der Gestalt, interpretieren lässt, kann man auch ablesen, dass qualitative und quantitative Aspekte konstitutionslogisch nicht auf derselben Ebene liegen, sondern dass, wie schon in der Seinslogik Georg Wilhelm Friedrich Hegels ausgeführt (Hegel 1986), diese in jene eingebettet sind.

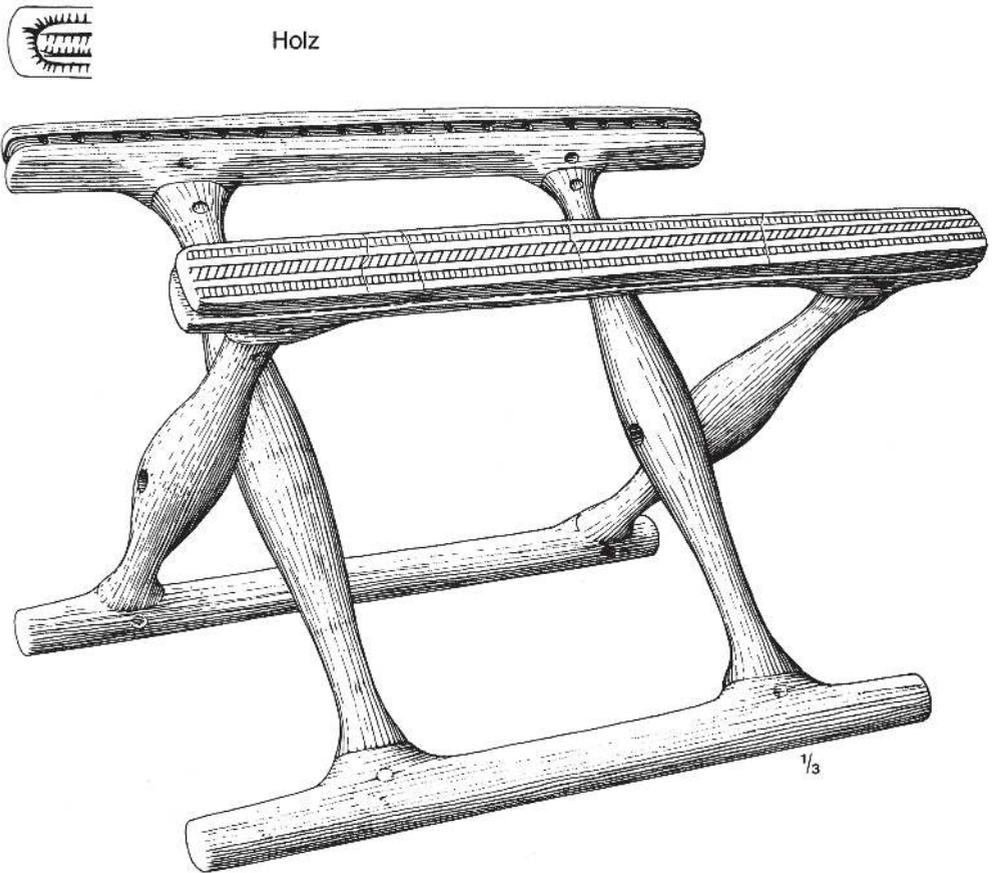


Abb. 1 Gegenstand der Fallstudie (nach Aner und Kersten 1986, Taf. 19).

ihrer selbst. Ein Gegenstand wird rein für sich möglichst realistisch abgebildet, nicht etwa gerahmt von einer für ihn typischen Umgebung. Schon die Sorgfalt der Abbildung und seine isolierte Präsentation wie ein Katalogangebot lassen darauf schließen, dass mit ihm ein bedeutendes Objekt vorliegt, sei es ein besonders wertvolles Stück oder ein wichtiger Erkenntnisgegenstand.

3.2 Konstruktion

Der Gegenstand besteht aus zwei fast kongruenten Grundelementen, die ihrerseits aus vier Teilen zusammengesetzt sind und eine rechteckige, rahmenförmige Gestalt haben. Von den vier Teilen sind wiederum je zwei in ihrer symmetrischen, sich verjüngenden

Anlage gestaltgleich, während bei den horizontalen Elementen Unterschiede zu konstatieren sind. Die – legt man die Anordnung in der Zeichnung zugrunde – oberen leistenförmigen, im Durchschnitt etwa quadratischen Teile sind in Längsrichtung ungefähr in ihrer Mitte von einer Rinne durchzogen, die den gesamten Umfang der Leisten umfasst, und in die runde Einkerbungen oder Durchbohrungen eingelassen sind, ca. 20 auf der hinteren Leiste. Auf der Oberseite der vorderen befinden sich die erwähnten bänderartigen Verzierungen. Da sich keine dem widersprechenden Anhaltspunkte finden, ist zunächst einmal von einer Gestaltgleichheit der beiden Leisten auszugehen, davon also, dass die Merkmale der vorderen und hinteren sich entsprechen und auch die hintere die Verzierungen und die vordere die Durchbohrungen aufweist, auch wenn dies der Zeichnung selbst nicht zu entnehmen ist. Dagegen haben die unteren Leisten eine abgerundete, stabähnliche Form. Die beiden rahmenförmigen Grundelemente weichen hinsichtlich des Abstandes der sich verjüngenden Teile voneinander ab, wodurch ein innerer und ein äußerer Rahmen entsteht, die sich ungefähr auf der Höhe der Mitte der seitlichen Elemente berühren. Dort genau befinden sich parallel zu den horizontalen Leisten eingebohrte Löcher, in die vermutlich bolzenförmige Verbindungselemente eingelassen sind, die es ermöglichen, die Winkelstellung der Rahmen zu verändern. Freilich geht diese Beweglichkeit selbst nicht aus der Abbildung hervor, auf dem Wege der gedankenexperimentellen Kontrastbildung wird jedoch deutlich, dass eine unbewegliche Variante des Objektes mittels zweier Kreuze und vier waagrechtter Leisten sich weit einfacher hätte verwirklichen lassen. Daher ist bis auf eine Markierung des Gegenteils davon auszugehen, dass die vorliegende Konstruktion auch funktional ist und die Funktion eben in der Beweglichkeit liegt.

Was aber ist als Funktion des Gegenstandes insgesamt anzunehmen? Er könnte Teil eines Gerätes sein, das mittels des Zusammenklappens etwas fixiert oder Druck auf etwas ausübt, also im weitesten Sinne eine zangenartige Konstruktion oder etwa ein Blasebalg; die unteren Leisten dienten dann der Handhabung. Als Zange wäre es aber wenig geeignet, weil die Achse, welche die Rahmenelemente verbindet, mittig angebracht ist und daher eine potenzielle Hebelwirkung nicht ausgenutzt wird – der mit dieser Konstruktion ausgeübte Druck entspricht dem auf die Handhaben einwirkenden. Bei einem Blasebalg wiederum wäre das Gerät in der vorliegenden Form dazu ungeeignet, großflächigen Druck auf den Balg auszuüben, es wären daher umfangreiche Ergänzungen erforderlich. Außerdem würde man die von der Zeichnung vorgegebene Orientierung des Gegenstandes verlassen, die erst einmal ernst zu nehmen ist. Funktionsansprachen wie die genannten wären bereits viel zu speziell. Allgemein lassen sich als Vorzüge der Zusammenklappbarkeit angeben, dass der Gegenstand raumsparend aufbewahrt und leicht transportiert werden kann. In der dargestellten Form wird seine praktische Verwendung allerdings dadurch konterkariert, dass er in keiner Weise belastbar ist, denn es

ist kein arretierender Mechanismus vorgesehen, der die Rahmen in einem einmal eingestellten Winkel fixieren könnte. Stabilität würde er erlangen, wenn man ihn um 90° kippte und er so auf den Leistenenden stünde. Auf diese Weise könnte er als Substruktion beispielsweise eines Tisches dienen, die entsprechenden Abmessungen vorausgesetzt. Unmotiviert wäre dann aber die unterschiedliche Gestaltung der oberen und der unteren Holme, und auch hier würde man das Objekt anders ausrichten als in der Zeichnung als dem auszuwertenden Protokoll vorgesehen.

Eine Nützlichkeit wäre gegeben, wenn man den Gegenstand um eine Bespannung zwischen den oberen Leisten ergänzte. Sie würde die Beweglichkeit nicht unterbinden, aber doch deren Spielraum begrenzen und zugleich eine Stabilisierung bedeuten. Auch die Durchbohrungen ließen sich so motivieren, nämlich als der Befestigung der Bespannung dienend. Zwei rezente Assoziationen liegen hier nahe: zum einen ein zusammenklappbarer Wäscheständer mit flexiblen horizontalen Leinen, zum anderen, mit einer flächigen Bespannung zum Beispiel aus Stoff oder Leder, ein Klappstisch bzw. ein Klappstuhl.⁸⁹ Eine Verwendung als Tisch käme allerdings nur dann in Frage, wenn es entweder die Möglichkeit einer Arretierung gibt, so dass die Bespannung straff gespannt bleibt und durch ungleichmäßige Gewichtsverteilungen nicht destabilisiert wird, oder eine Tischplatte aus festem Material auf das Gestell gelegt würde. Wäre eine solche vorhanden, hätte der Gegenstand auch als Tisch gezeichnet werden müssen, woraus sich wiederum kehrseitig schließen lässt, dass eine Platte zumindest nicht überliefert wurde, was die Lesart ‚Tisch‘ weniger wahrscheinlich erscheinen lässt.

Anders als bei einem Klappstisch wäre bei einem Klappstuhl (oder, wegen der fehlenden Rückenlehne, besser: Klapphocker) die flexible Bespannung höchst funktional, denn die Belastung durch einen darauf sitzenden Menschen ist anders als beim Tisch nicht bloß selektiv und deshalb destabilisierend, sondern gerade die relativ gleichmäßige Gewichtsbelastung hat den Effekt einer Stabilisierung, vor allem, wenn auch die Rahmen unmittelbar mit Gewicht belastet werden. Ein Klapphocker kombiniert auf

89 Denkbar wäre bei einem Klappstuhl auch eine Bespannung, die nicht flächig ist, sondern zum Beispiel aus Lederriemen besteht (vgl. das in Wanscher 1980, 283, abgebildete Exemplar). – Wie oben bereits zum forschungslogischen Stellenwert von Assoziationen bemerkt, können diese niemals die Geltung von Hypothesen begründen, wohl aber als Inspiration für Einfälle wichtig sein, aus denen sich möglicherweise Hypothesen entwickeln lassen. Natürlich können Assoziationen nur dem je eigenen, eingeschränkten Erfahrungshorizont entnommen werden, und naheliegend erscheint daher der Einwand, man projiziere diesen unkritisch auf die

ganze Menschheitsgeschichte. Die hier angeführten, mit dem zu analysierenden Objekt assoziierten Gegenstände – Wäscheständer, Klappstisch, Klapphocker – gehören einerseits der Lebenswelt eines Mitteleuropäers zu Anfang des 21. Jahrhunderts an und sind diesem aus eigener Anschauung gewärtig, andererseits stellen sie zugleich historisch konkrete Verkörperungen universeller Konstruktionsprinzipien dar und eröffnen den analytischen Zugang zu diesen. Wie stets ist auch hier zur Vermeidung vorschneider dogmatischer Festlegungen die gemeinsame Betrachtung von Allgemeinem und Besonderem unerlässlich.

diese Weise zwei Vorteile: Zum einen die durch Flexibilität und Beweglichkeit gewährleistete Mobilität und Raumersparnis, zum anderen bewirkt allein die seiner Funktion angemessene Verwendung in aufgeklapptem Zustand Stabilität.⁹⁰ Die skizzierten Vorteile legen daher die Annahme eines Gebrauches als Klapphocker nahe.

3.3 Gestaltung

Wie sich den in der Zeichnung sichtbaren Fugen und der unterschiedlich verlaufenden Maserung der Beine und Holme entnehmen lässt, wurden die Rahmen nicht jeweils aus einem Stück angefertigt. Dies hätte einen Mehraufwand bedeutet, außerdem hätten entweder Beine oder Holme quer zu der Maserung bearbeitet werden müssen. Sie sind anscheinend ineinander verzapft, und das organische Ineinanderübergehen der Teile ist nicht nur ästhetisch ansprechend, es minimiert zugleich die Bruchgefahr. Eine ähnliche wechselseitige Durchdringung von Funktionalem und Ästhetischem zeigen bereits die Beine für sich genommen: Ihr Durchmesser ist in Höhe der Achsen am größten, was ebenfalls einen stabilisierenden Effekt hat, weil sich die Gefahr des Ausbrechens der Bolzen verringert. Unter Funktionalitätsgesichtspunkten wäre eine einfache Säulenform der Beine gleichwertig, abgesehen vielleicht von der durch die Verjüngung erreichten Gewichtersparnis; die Anfertigung der sich verjüngenden Form ist jedenfalls aufwendiger.

Als explizite Ornamentik⁹¹ findet sich auf dem mit der Oberseite dem Betrachter zugewandten oberen Holm ein aus drei Bändern bestehendes Muster, bei dem sich wie erwähnt auf der Grundlage der Zeichnung nicht entscheiden lässt, ob diese Verzierung aus Schnitzwerk, Intarsien oder Aufmalungen besteht. Die Abstände der drei Bänder zueinander sowie die Abstände der beiden äußeren Bänder zu den seitlichen Rändern der Holmoberseite sind in etwa gleich und entsprechen ungefähr der Breite der Bänder, weshalb man auch von sieben Bändern – drei in sich ornamentierten und vier unverzierten – sprechen könnte. Die äußeren verzierten Bänder bestehen aus vertikalen Strichen, die sie in Längsrichtung in ca. 150 kleine, annähernd quadratische Rechtecke unterteilen. Bei genauerem Hinsehen wird man gewahr, dass die vertikalen Striche des oberen Bandes teilweise nicht durchgehend sind, sondern kurz vor dem oberen oder unteren

90 In Anbetracht dieser Kombination von Vorteilen wäre es eine für sich interessante Frage, ob es zu dieser Konstruktion Analogien in der Anatomie gibt; die Einfachheit und Effektivität, mit der die Konstruktion in Anlehnung an naturgesetzliche Gegebenheiten die Schwerkraft nutzt, lässt im Verlauf der Evolutionsgeschichte entstandene Entsprechungen eigentlich erwarten.

91 Die Ornamentik ist nicht auf eine Bedeutung im Sinne einer ‚Aussage‘ hin zu interpretieren, sondern im Hinblick auf ihre Gestaltung im Sinne von Formgesetzen, was für autonomes Kunstwerk ungenügend wäre. Im Unterschied zu einem solchen können Ornamente auch nicht rein für sich stehen, sondern sind immer auf einen funktionalen Gegenstand als materialen Träger angewiesen.

horizontalen Strich, niemals aber vor beiden gleichzeitig, aufhören, dabei auch kein regelmäßiges Muster bildend. Die Striche des mittleren Bandes dagegen verlaufen nicht vertikal, sie sind (von der unteren Bandlinie aus gesehen) diagonal leicht nach rechts geneigt. Auf diese Weise entsteht mit einfachen gestalterischen Mitteln eine mit Symmetrie und Variation spielende Ornamentik. Als Funktion der Verzierung in Betracht kommt eine Individualisierung des Gegenstandes, die seine Wiedererkennbarkeit unter gleichartigen erhöht, was ein Indiz für eine Zuordnung zu einem Individuum oder auch zu einer Gruppe von Personen sein könnte. Wegen der symmetrischen Anlage des Objektes und seiner Verzierung ist zu erwarten, dass sich auf der nicht einzusehenden Holmoberseite des inneren Rahmens das gleiche Muster befindet.

Dass dem nicht so ist, zeigt der schematische, weil auf die Wiedergabe von Maserung und Schattierung verzichtende Ausschnitt der Ornamentik dieses Holmes oberhalb der Zeichnung. Das Muster des Innenrahmens besteht aus vier von dem Untergrund sich dunkel absetzenden Linien, von denen nach je einer Seite zungenförmige Elemente abgehen, von den äußeren Linien nach außen, von den inneren nach innen. Die beiden äußeren Linien sind zudem am Holmende durch einen Bogen miteinander verbunden und umschließen so die inneren. Dieses insgesamt recht unregelmäßig wirkende Muster steht in auffälligem Kontrast zu der geometrischen Formenstrenge der Verzierung des Außenrahmens, die Ornamentik bildet hier also einen Kontrapunkt zu der Symmetrie des Gegenstandes, was außerdem eine gesteigerte Individualisierung des Objektes bewirkt.

Gefertigt⁹² wurde es aus Eschenholz, das hart, fein- und langfaserig, biegsam und elastisch ist. Die Länge der Holme beträgt ca. 35 cm, die Höhe der Rahmen ca. 33 cm; bei einer Schrägstellung der Rahmen von 45° ergibt sich eine Höhe von 24 cm und (im Falle einer Bespannung der oberen Holme) eine Fläche von 24 x 35 cm, bei einer Schrägstellung von 60° eine Höhe von 29 cm und eine Fläche von 17 x 35 cm. Neben den oben skizzierten Vorteilen, die ein Gebrauch als Klapphocker allein aufgrund der Konstruktion hätte, gewinnt diese Lesart in Anbetracht der Abmessungen zusätzlich an Plausibilität.

Wesentliches Merkmal der Körperhaltung des Sitzens⁹³ ist die Weitergabe des Gewichtes des Rumpfes über das Becken und die es umgebenden Weichteile auf die Sitzunterlage. Sitzpunkte des Menschen sind die beiden Sitzbeinhöcker der Hüftbeine, die sonst von der Gesäßmuskulatur überdeckt sind. Diese Muskulatur ist eine Funktion des aufrechten Ganges, denn um den Körperschwerpunkt dauerhaft über der Hüftquerschnittsachse zu halten, bedarf es eines kräftigen, hinter den Hüftgelenken gelegenen Mus-

92 Die Angaben zu Material und Abmessungen sind Werner 1987, 38, entnommen.

93 Die nachfolgenden Ausführungen zu den anatomisch-orthopädischen Implikationen der Sitzhaltung folgen Faust 1994, 1–30.

kels. Die Gesäßmuskulatur tritt beim Sitzen seitlich weg, die Sitzbeinhöcker sind dann nur noch von einer dünnen, weitgehend schmerzunempfindlichen bindegewebeartigen Schicht und der Haut bedeckt. Der Körper ist, auch wenn er scheinbar ruhig zu sitzen scheint, ständig in Bewegung, allein schon um die durch Atembewegungen entstehenden Gleichgewichtsverschiebungen auszugleichen. Aufrechtes Sitzen ohne eine Abstützung des Rückens bedarf also permanenter Muskelarbeit, und eine bequeme Sitzposition ohne Rückenlehne erfordert eine Entlastung des Gesäßes, etwa durch Fußabstützung oder Mitbelastung der Oberschenkel.

Welcher Sitzposition ist auf dem vorliegenden Gegenstand als wahrscheinliche anzunehmen? Eine Position quer zu den Holmen, das heißt mit seitlich sich kreuzenden Rahmen, oder eine in Längsrichtung, mit seitlicher Abstützung durch die Oberschenkel? Grundsätzlich gilt bei derartigen Klapphockerkonstruktionen, dass ein Sitzen quer zu den Holmen nur unter Inkaufnahme erheblicher Unbequemlichkeiten möglich ist: Da die Hauptbelastung auf der Bespannung liegt und kein zusätzlicher Mechanismus zur Fixierung der Rahmen in aufgeklapptem Zustand vorgesehen ist,⁹⁴ würde das Gesäß in diese einsacken, und bei ausgestreckten Beinen die Kante des vorderen Holmes gegen die Oberschenkelmuskeln drücken. Im Unterschied zu den Gesäßmuskeln können sie nicht seitlich wegtreten, so dass bei einer punktuellen Belastung die Gefäße gequetscht werden. Eine derartige Sitzposition wäre anstrengend und unzweckmäßig, und auf Polsterungen der Sitzfläche, mit welchen sich solche Unbequemlichkeiten kompensieren ließen, liegen keine Hinweise vor. Diese Nachteile hat ein Sitzen längs zu den Holmen nicht, denn das Gewicht wäre gleichmäßiger verteilt, die Oberschenkel entlasteten das Gesäß und stabilisierten zugleich den Klapphocker. Bei einem Objekt mit Abmessungen wie dem hier vorliegenden wäre es jedoch auch möglich, quer zu den Holmen mit angewinkelten Beinen zu sitzen, so dass die Oberschenkel nicht auf dem vorderen Holm aufliegen; auch die Breite der Sitzfläche wäre in diesem Falle funktional.⁹⁵ Je nach dem Winkelverhältnis der Rahmen zueinander lässt sich wählen zwischen einer breiteren Sitzfläche und niedrigeren Höhe oder einer schmaleren und dafür höheren Sitzfläche. Dieser Winkel ist nicht bekannt; aus Symmetriegründen mag man vielleicht einen von 45° annehmen wollen, was aber nicht zwingend ist. Bei einem größeren Winkel verkleinert sich die Breite bzw. Länge der Sitzfläche (je nach Sitzposition) jedoch erheblich.

Zusammenfassend lässt sich bis hierher sagen, nach der Interpretation des vorliegenden Protokolls unter Einbeziehung der Abmessungen des abgebildeten Gegenstandes ist es am wahrscheinlichsten, dass es sich bei ihm um ein klappbares Sitzmöbel

94 Ein Blick auf rezente Klappstühle zeigt, dass Modelle, bei denen die Rahmenkonstruktion nicht unmittelbar durch das Körpergewicht, sondern nur über die Bespannung belastet wird, im Normalfall

über zusätzliche Vorrichtungen zur Arretierung des Rahmens verfügen.

95 Vgl. zu dieser Sitzhaltung das von Wanscher 1980, 285, wiedergegebene Porträt eines der 47 Rōnin.

handelt. Die Frage, zu welcher Sitzposition es auffordert, lässt sich nicht eindeutig beantworten, da ein Sitzen längs und quer zu den Holmen denkbar ist – auch wenn konstruktionsbedingt eigentlich von einem längsseitigen Sitzen auszugehen wäre, gelten hier wegen der Größe des Hockers Sonderbedingungen, die ein Sitzen quer zu den Holmen zumindest gestatten. Außerdem sind zwei unbekannte, für die Bestimmung der Sitzposition wichtige Faktoren zu bedenken: Der Winkel, in dem die Rahmen zueinander standen, was für Höhe und Sitzflächenbreite maßgeblich ist, sowie mögliche, Unbequemlichkeiten der Rahmenkonstruktion ausgleichende Polsterungen, die außerdem auch die Höhe des Hockers vergrößern würden. Weil der Gegenstand nicht in seiner integralen Gestalt vorliegt, sind unterschiedliche hypothetische Konstruktionen mit unterschiedlichen Affordanzen denkbar. Umso wichtiger ist es aber, zur Vermeidung vorzeitiger Festlegungen diese auch tatsächlich zu benennen.

Will man darüber spekulieren, in welche Handlungssequenzen er eingebettet gewesen sein könnte, ist zunächst an seine schon genannten Charakteristika zu erinnern. Als seine Vorteile gegenüber anderen Sitzgelegenheiten waren seine raumsparenden Abmessungen in zusammengeklapptem Zustand und, damit zusammenhängend, seine Transportierbarkeit sowie das einfache Herstellen der Funktionstüchtigkeit durch Aufklappen zu nennen. Grundsätzlich gibt es an dieser Stelle der sequenziellen Analyse zwei unterschiedliche Deutungspfade, die expliziert werden können, ohne dass es möglich wäre, zwischen ihnen zu entscheiden: Derartige Klapphocker könnten *entweder* ein Alltagsprodukt mit hohem Verbreitungsgrad gewesen sein; dafür könnte man die Einfachheit der Konstruktion bei großer Funktionalität und auch die möglicherweise der Wiedererkennbarkeit unter gleichartigen Gegenständen dienenden Verzierungen der oberen Holme anführen. Im Wissen darum, dass es sich um ein archäologisches Objekt handelt, ist freilich in seinem Fall auf außergewöhnliche Erhaltungs- und Überlieferungsbedingungen zu schließen, die das Holz vor Zersetzung bewahrten. *Oder* aber sie waren seltene und herausgehobene Gegenstände, wofür die handwerklich-künstlerische Mühewaltung bei der Herstellung des vorliegenden Klapphockers sprechen könnte.

Damit ist die immanente Affordanzrekonstruktion abgeschlossen, die Grundlage jeder weiteren Betrachtung von Vergleichsobjekten, Kontexten und damit auch des Verfassens einer ‚Objektbiographie‘ und der Konsultation der wissenschaftlichen Literatur über diesen Gegenstand darstellt. Da das Interesse dieses Beitrags ein methodisches und kein gegenstandsbezogenes ist, werden im Folgenden zu diesen Komplexen nur einige Hinweise gegeben.

3.4 Der Auffindungskontext

Der Klapphocker stammt aus dem Baumsarggrab A des „Guldhøj“ genannten Grabhügels bei Vester-Vamdrup in Jütland.⁹⁶ Neben diesem enthielt der Grabhügel noch zwei weitere Baumsärge, einen Kinder- und einen beraubten Erwachsenensarg. Der Stamm, aus dem der Sarg gefertigt wurde, wurde 1389 v. Chr. gefällt, das Grab ist somit in die Periode II der Nordischen Bronzezeit zu datieren. Vor dem Hintergrund des oben Explizierten ist zunächst festzuhalten, dass die Verwendung als Grabbeigabe nicht unmittelbar aus der Affordanz des Gegenstandes abzuleiten ist. Zwischen ihr und dieser Verwendung liegen die spezifischen Todes- und Jenseitsvorstellungen der bestattenden Gemeinschaft, die beispielsweise besagen könnten, dass dem Verstorbenen individuell zugeordnete Gegenstände mit ihm bestattet werden, weil sie gleichsam mit ihm gestorben sind oder weil sie zu einer jenseitigen Weiterexistenz bzw. den Weg dorthin benötigt werden. Im Falle des Klapphockers werden diese Vorstellungen ohnehin nicht an seiner Affordanz, sondern an deren Interpretation und damit dem faktischen Gebrauch zu Lebzeiten des Bestatteten angesetzt haben. Mehrere Vermittlungsglieder liegen also zwischen Affordanz und Verwendung als Grabbeigabe, die Affordanz wird mehrfach gerahmt, und diese Rahmungen können trivialerweise nicht immanent erschlossen werden, sondern, wenn überhaupt, nur durch die Konsultation von Vor- und Kontextwissen über die bestattende Kultur.⁹⁷

Die näheren Fundumstände des Klapphockers werden folgendermaßen geschildert:

Auf dem Oberteil der Schienbeine war ein gut erhaltener Klappstuhl [...] aus Eschenholz [...] mit Schnitzverzierung auf der Oberseite und mit gut erhaltenen Löchern für die Befestigung eines teilweise erhaltenen Sitzes aus Otterfell in den oberen Querbalken niedergelegt. Die Verbindungsbolzen zum Zusammenhalten der Stuhlbeine fehlten.⁹⁸

Die Bolzen eines Klapphockers stellen seine Beweglichkeit im Rahmen der von ihm zu erfüllenden Funktion sicher, sie wurden entnommen, doch die Verzapfung der Rahmenteile blieb unangetastet, und damit wurde dem Klapphocker zwar seine Funktionalität genommen, nicht aber seine Gestalt zerstört. Dazu passt auch die Weise der Niederlegung, denn er wurde so aufgefunden, als ob er zusammengeklappt worden wäre.⁹⁹ In dieser Gestalterhaltung liegt zugleich eine Parallele zu dem Toten, der ebenfalls ‚funktionsuntüchtig‘ ist, dessen Gestalt aber bei der Bestattung noch unversehrt war. Insofern

96 Zum Auffindungskontext vgl. Aner und Kersten 1986, 29–33.

97 Die Zusammensetzung von Grabbeigaben und die Beschaffenheit von Gräbern lassen sich, anders aus-

gedrückt, nicht auf *einen* Faktor zurückführen, sondern sind überdeterminiert (vgl. Jung 2008).

98 Aner und Kersten 1986, 31.

99 Vgl. Aner und Kersten 1986, Taf. 118b.

wird der Klapphocker analog zu dem Verstorbenen ‚getötet‘ oder, anders ausgedrückt, der Praxis der Lebenden entzogen. Das evoziert die Frage, ob eine vergleichbare Unbrauchbarmachung auch bei anderen Grabbeigaben festzustellen ist. In dem Sarg befanden sich neben der aufgelösten, unverbrannten Leiche eines Erwachsenen und Kleidungsresten – Teile eines Mantels oder Umhangs aus Wollgewebe, zwei Stoffmützen, Fragmente eines Schuhs, eines Rocks und eines Gürtels – die folgenden Gegenstände: ein Absatzbeil aus Bronze mit winkelförmigem Eschenschaft, eine Kurzschwertklinge mit Horngriff und Holzscheide, ein Hornlöffel, eine Birkenrindenschachtel mit Deckel, eine größere und eine kleinere Holzschale oder -tasse, jeweils aufwendig mit Zinnnägeln verziert, sowie eine Bronzefibel und ein Ring.¹⁰⁰ Keiner dieser Gegenstände wurde in ähnlicher Weise wie der Klapphocker außer Funktion gesetzt, der Blick ist daher auf andere Grabbefunde zu richten. Der jüngsten Zusammenstellung von bronzezeitlichen Klapphockerteilen aus geschlossenen, bzw. hinreichend gesicherten Grabbefunden¹⁰¹ ist zweierlei zu entnehmen. Erstens sind von allen anderen 14 Klapphockern bronzene Teile, insbesondere Beschläge der Holmenden, überliefert, aber kaum Holzreste. Der Hocker aus Vester-Vamdrup ist also in dieser Hinsicht eine den besonderen Erhaltungsbedingungen zu verdankende Ausnahme. Und zweitens waren nur in vier von 14 Fällen die Bolzen vorhanden, was darauf hinweist, dass deren Entnahme der (zumindest statistische) Normalfall war.

3.5 Der Klapphocker als Museumsexponat

Die vorläufig letzte Etappe in der ‚Biographie‘ des Klapphockers stellt seine Funktion als Exponat im Dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen dar. Wie er dort präsentiert wird, erweist sich als interessante Kompromissbildung aus einem Belassen in der Gestalt seiner Auffindung einerseits und der Veranschaulichung seiner Affordanz andererseits: Mittels eines für den Besucher sichtbaren Metallgestells, das sich der Form der Holme anschmiegt, ist er so aufgestellt, wie er es wäre, wenn sich jemand auf ihm niederlassen wollte – gleichzeitig aber wurde auf eine rekonstruierende Hinzufügung der fehlenden Teile, der Bolzen und der Bespannung, verzichtet, so dass er faktisch nicht als Hocker benutzt werden könnte.¹⁰² Die Affordanz des Hockers wird auf diese Weise veranschaulicht, ohne dass an seinen aufgefundenen Resten etwas verändert würde. Was seine ‚objektbiographisch‘ ausgedrückt, gegenwärtige ‚Lebensphase‘ angeht, so ist diese zwar nicht völlig unabhängig von seiner Affordanz, die Vermittlungsschritte sind jedoch derart komplex, dass man von der Affordanz nicht auf den aktuellen Gebrauchskontext schließen könnte. Sein Dasein als Ausstellungsobjekt ist dem Umstand geschuldet, dass

100 Aner und Kersten 1986, 31.

101 Fabian 2009, 127 Abb. 11.

102 Zu dieser Konstruktion vgl. die Abbildung in Nielsen 2013, 101.

er der einzige in seiner Gesamtgestalt erhaltene Klapphocker der Nordischen Bronzezeit und damit ein Erkenntnisgegenstand von herausgehobener Wichtigkeit ist.

3.6 Konsultation der Literatur zu Klapphockern der Nordischen Bronzezeit

Zur Demonstration des methodischen Vorgehens wurde der Klapphocker auch deshalb ausgewählt, weil zu vermuten ist, dass bei diesem Einzelstück die mit ihm sich beschäftigende archäologische Literatur aufgrund fehlender Vergleichsobjekte eine ausführliche Affordanzrekonstruktion vornimmt. Diese Erwartung wird insofern enttäuscht, als in ihr eine Gegenstandsbestimmung nicht Voraussetzung von Vergleichsoperationen ist, sondern diese vielmehr zur Bestimmung des Gegenstandes angestellt werden. Forschungslogisch ist dies problematisch, denn es maximiert die Gefahr, das Erklärungsbedürftige unter das bereits Bekannte einfach nur zu subsumieren.¹⁰³ Eine eigentliche Funktionsbestimmung unterbleibt wegen der scheinbaren Evidenz der Funktion, Überlegungen zum Gebrauch werden allenfalls beiläufig angestellt, vorgetragene Lesarten nicht eigentlich begründet oder im Lichte von Alternativen diskutiert. Bereits 1896 vermutete Vilhem Boye in dem Objekt einen Klappstuhl, zog aber auch einen Tisch in Erwägung, wofür er als Grund jedoch lediglich die „Schmächtigkeit“¹⁰⁴ der Konstruktion anführte. Ähnlich implizit ist auch die Argumentation von Friedrich Knorr, der als Erster in Bronzebeschlägen und -bolzen Reste von Gegenständen erkannte, die morphologisch dem Klapphocker aus dem Guldhøj gleichen:

Ich habe mich von vornherein bei der Frage nach der Gebrauchsbestimmung der oben behandelten Funde für den ‚Stuhl‘ entschieden und andere Möglichkeiten wie Tisch etc. ausser Acht gelassen, da mir für den ‚Stuhl‘ sowohl die Maasse wie andere Eigenschaften der Konstruktion und der Ornamente zu sprechen scheinen.¹⁰⁵

Knorr gibt an, für die Ansprache der Objekte als „Stühle“ gute Gründe anführen zu können, bezeichnenderweise nennt er diese Gründe aber nicht – inwiefern legen Abmessungen, Konstruktion und Ornamente eine derartige Ansprache nahe? –, sondern belässt es bei der bloßen Versicherung, dass sie wohlerwogen erfolgt sei. Ferner wird in der Literatur durchgehend eine Sitzposition quer zu den Holmen angenommen, die entweder ohne nähere Begründung als „ausgezeichnet“¹⁰⁶ bezeichnet oder aus bildli-

103 Dieses grundsätzliche Dilemma archäologischer Gegenstandsbestimmung wird ausführlich in Jung 2006 verhandelt.

104 „Det ligner en Klapstol; men paa Grund af Stav-

værkets Spinkelhed er det muligt, at det har været benyttet som en Slags Bord“ (Boye 1896), 75.

105 Knorr 1903, 130 Anm. 1.

106 Wanscher 1940, 184.

chen Darstellungen aus anderen Kulturen,¹⁰⁷ auf welchen die Rahmen seitlich gekreuzt sind, deduziert wird. Diese Darstellungen zeigen aber Sitzmöbel, bei denen aufgrund der starken Stilisierung gar nicht zu erkennen ist, ob es tatsächlich Klapphocker oder nicht vielmehr massive Stühle sind bzw. Klapphocker mit einer festen Sitzfläche zum Beispiel aus Holz.¹⁰⁸ Außerdem sind an den abgebildeten Stühlen teilweise Lehnen angebracht, was mit der Konstruktion des vorliegenden Klapphockers nicht vereinbar wäre, und überdies sind diese Möbel wesentlich größer als das hier thematische, reicht die Sitzunterlage doch bis an die Knie der abgebildeten Personen. Von der Konstruktion her sehr ähnliche Objekte aus Ägypten¹⁰⁹ weisen gebogene Holme auf, die ein Sitzen quer zu diesen nahelegen, und sie sind, wenn der Hocker aufgeklappt ist, recht breit, während bei dem Hocker aus dem Guldhøj nur zusammengeklappt die Oberseiten der Holme waagrecht sind, aufgeklappt dagegen Kanten bilden, die aus den oben geschilderten Gründen ein Sitzen beschwerlich machen können. Das Faktum der gebogenen Holme bei den ägyptischen Klapphockern präjudiziert also in keiner Weise die auf dem Guldhøj-Exemplar eingenommene Sitzhaltung. Wolfgang Werner stellt nach einer Diskussion der ägyptischen Stücke die Frage nach dieser ausdrücklich,¹¹⁰ die Antwort erfolgt aber nicht im Haupttext, sondern in einer Anmerkung: „Durch die Kleinheit der Sitzfläche bei diesen Klappschemeln saß man wohl auch besser so, wie die bildlichen Darstellungen zeigen, d.h. die Stuhlrahmen kreuzten sich auf der Seite“¹¹¹. Das Argument, aufgrund dessen er für diese Haltung votiert, bleibt ungenannt; gemeint ist wohl, dass die vergleichsweise kleine Sitzfläche wegen ihrer rechteckigen Form ein derartiges Sitzen nahelegt und also nicht eine lange, sondern eine breite Sitzfläche anzunehmen ist. Diese Begründung nähme aber nur auf die Größe der Fläche Bezug und ließe die übrigen konstruktiven Aspekte außer Acht.

Die Frage, ob ein derartiger Klapphocker ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand war oder in außeralltäglichen Kontexten verwendet wurde bzw. Teil einer Lebenspraxis war, die als solche außeralltägliche Qualitäten hatte, lässt sich herunterbrechen auf die nach der Frequenz ihrer Auffindung. Wie oben ausgeführt, ist der Guldhøj-Hocker das einzige überlieferte Exemplar, das nur aus Holz besteht,¹¹² es ist daher nicht zu entscheiden, ob die relative Seltenheit von Klapphockern erhaltungsbedingt ist oder auch eine in der

107 Werner 1987, 59 Anm. 70. – Zu ägäischen und orientalischen Einflüssen in der Nordischen Bronzezeit im Allgemeinen vgl. Schauer 1985, zu den Klapphockern im Besonderen Schauer 1985, 158–160.

108 Ebenfalls aus Gründen der Stilisierung ist zu bedenken, dass das Rahmenkreuz deshalb seitlich abgebildet worden sein könnte, weil sich nur so prägnant veranschaulichen lässt, um was für ein Möbel es sich handelt. Darstellungspragmatische Aspekte könnten so das Bemühen um eine realistische Wiedergabe

überformen.

109 Werner 1987, 60 Abb. 27.

110 „Es bleibt die Frage, wie die Sitzposition auf den nordischen Stühlen mit geraden Sitzholmen gewesen war“ (Werner 1987, 59).

111 Werner 1987, 59 Anm. 71.

112 Darüber hinaus ist er „das älteste im Original erhaltene Sitzmöbel in Mittel- und Nordeuropa“ (Werner 1987, 50).

vergangenen Realität war. In aller Deutlichkeit hat Willi Wegewitz diese beiden Lesarten bereits 1939 expliziert:

Daß die Klappstühle in verhältnismäßig geringer Zahl im nordischen Kreise auftreten, könnte seinen Grund darin haben, daß nicht alle Faltstühle mit Bronzebeschlägen ausgestattet waren, wie es uns das Beispiel des Guldhøj-Fundes zeigt. Hier sind die Holzteile ausnahmsweise nur dadurch erhalten, daß er in einem Baumsarg lag, der durch die eigenartige Beschaffenheit des Hügels mit seinem Inhalt vor dem Verfall geschützt war. Das seltene Vorkommen von Klappstühlen in den Gräbern der Bronzezeit kann aber auch dadurch erklärt werden, daß es sich um die Gräber von besonders ausgezeichneten Persönlichkeiten handelt. E. Wahle und K.H. Dittmann haben darauf hingewiesen, daß die Beigabe von Klappstühlen im nordischen Kreise eine Besonderheit darstellt, die in den Funden von Thronsesseln und thronartig gestalteten Klappstühlen in ägyptischen Königsgräbern ihr Gegenstück hat. Nach diesen Befunden könnte man den Klappstuhl als den Hochsitz des Fürsten deuten. Da liegt es nahe, die mit Klappstühlen ausgestatteten Gräber, die auch durch andere Beigaben als die Bestattungen vornehmer Männer gekennzeichnet sind, als germanische Fürstengräber anzusprechen.¹¹³

In einer formengeschichtlichen Analyse von Stühlen argumentiert Hans Eckstein etymologisch. Die Bezeichnungen für künstliche Sitze in den germanischen wie den romanischen Sprachen verweisen darauf, dass es ein Privileg war, sich auf ihnen niederlassen zu dürfen:

Das Wort Stuhl [...] hat in den germanischen Sprachen die Bedeutung von Herrsensitz. Bis heute ist Stuhl ein Synonym für Thron, den Sitz der Herrscher und Würdenträger. Man spricht vom päpstlichen Stuhl, vom Richterstuhl usw.¹¹⁴

Bei Klappstühlen im Besonderen sei diese Bevorrechtigung historisch überliefert, etwa aus der Römerzeit oder dem Mittelalter, gleichwohl seien sie auch ubiquitär verbreitet, in Afrika ebenso wie in Deutschland, wo etwa Goethe einen „als Reisestuhl“ benutzt habe.¹¹⁵

Breiten Raum nehmen in der Literatur Spekulationen zu einem Import der konstruktiven Idee des Klapphockers aus Ägypten bzw. dem minoisch-mykenischen Bereich ein, wo ungefähr zur selben Zeit ähnliche Stücke gefertigt wurden. Gemeinhin werden

113 Wegewitz 1939, 98. – Auch wenn man sich Wegewitz' Schlussfolgerungen bezüglich der „Fürsten“ nicht anschließen möchte, ist immerhin interessant, dass die Existenz eines „Fürsten“ ganz selbst-

verständlich vorausgesetzt wird, wie der bestimmte Artikel indiziert („Hochsitz *des* Fürsten“).

114 Eckstein 1977, 8.

115 Eckstein 1977, 22.

diese Ähnlichkeiten nicht als Konvergenzerscheinungen, sondern als Ausdruck einer direkten Beeinflussung gedeutet,¹¹⁶ besonders entschieden von Ole Wanscher,¹¹⁷ der aber zugleich baugleiche Klapphocker aus China und Japan anführt,¹¹⁸ die zeigen, dass mit Konvergenzerscheinungen durchaus zu rechnen ist.

Der Unentscheidbarkeit in der Frage der Provenienz der ‚Klapphockeridee‘ ungeachtet, wird deren Herkunft aus den genannten Regionen beharrlich insinuiert. Werner beispielsweise referiert Ernst Sprockhoffs Überlegungen, nach denen

der Händler aus Kreta-Mykene [...] am Herde des niedersächsischen Bauern gegessen [hat], und nach menschlicher Erfahrung haben einige Nordleute das sagenhafte Reich von Kreta und Mykene mit eigenen Augen gesehen.¹¹⁹

Und, so möchte man hinzufügen, vielleicht auch einen Klappschemel oder die Idee mitgebracht haben.¹²⁰ Diese Annahme Sprockhoffs sei zwar „in der Tat nicht beweisbar – aber ist sie deshalb unwahrscheinlich?“¹²¹, womit Werner eine – in der urgeschichtlichen Archäologie allerdings nicht unübliche – forschungslogische Volte¹²² vollführt.

Die ob ihrer Unbekümmertheit in Fragen der Quellenkritik gewagteste Deutung stammt indes von Kristian Kristiansen und Thomas Larsson, die einen „chiefly priest with the campstool“¹²³ ausmachen und die postulierte statusanzeigende Bedeutung des Klapphockers im ägyptisch/ägäisch/vorderasiatischen Raum auf den Nordischen Kreis übertragen. Außerdem lasse die Fundvergesellschaftung der nordischen Klapphocker, die in Gräbern kombiniert mit Trinkgefäßen, Schwertern, bzw. Dolchen, Beilen sowie Fibeln gefunden wurden, den folgenden Schluss zu: „This outfit represents the ‘royal’ (and perhaps ‘divine’) insignia of the high-ranking Bronze Age chieftains of south Scandinavia“¹²⁴.

116 Eine Ausnahme stellt Knorr dar, der einen solchen Zusammenhang ausdrücklich zurückwies: „Natürlich kann von Beeinflussung oder direkten Beziehungen zwischen diesen [den nordischen Klapphockern, M. J.] durch so weite Entfernungen getrennten Erscheinungen nicht die Rede sein“ (Knorr 1903, 129).

117 Wanscher 1980, 75.

118 Wanscher 1980, 279–302.

119 Werner 1987, 64; vgl. Sprockhoff 1961, 19.

120 Werner 1987, 64; vgl. Sprockhoff 1961, 19.

121 Werner 1987, 64.

122 Diese Volte erscheint zumeist in der Gestalt, dass die Nichtausschließbarkeit eines Sachverhaltes in ein positives Argument für sein Vorliegen umgedeutet wird. Vgl. hierzu die in Jung 2010 angeführten Beispiele.

123 Kristiansen und Larsson 2005, 303.

124 Kristiansen und Larsson 2005, 305. – Olaf Fabian dagegen bewertet die Beigabenkonstellationen in Gräbern mit Klapphockern ganz anders: „In drei der 14 auswertbaren Klappschemelgräber kamen unterschiedliche goldene Schmuckstücke vor (Barde, Hollingstedt und Torrup). Darüber hinaus war in Daensen der Schemel selbst mit dem wertvollen Edelmetall geschmückt. Während einige Gräber relativ reich an weiteren Bronzebeigaben sind (Barde und Torrup), fehlen solche in anderen Gräbern fast völlig (Bechelsdorf, Drage, Lejrskov, Ottenbüttel). Dabei ist besonders auffällig, dass gerade die Gräber mit ausgesprochen reich verzierten Klappschemeln (Bechelsdorf und Ottenbüttel) gleichzeitig auch die Ärmsten an weiteren Bronzebeigaben sind. Insgesamt gibt es jedoch in der Zusammensetzung der Gräber mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Die soziale Funktion der mit Klappschemel bestatte-

4 Schluss: Affordanz und deren Verwirklichung in der faktischen Verwendung

Das Anliegen dieses Beitrages bestand zum einen darin, das in Gibsons Affordanzkonzept angelegte objektivistemologische sowie ‚objektbiographische‘ Potential herauszuarbeiten und es sowohl gegen Missverständlichkeiten bei Gibson selbst als auch gegen Nivellierungen und Missdeutungen in der Rezeption zu verteidigen. Als hilfreich hat sich dabei eine Reformulierung in den Begriffen des Methodenmodells der Objektiven Hermeneutik erwiesen. Die strikte Gegenstandsbezogenheit von Affordanz in diesem Verständnis eröffnet die Möglichkeit einer immanenten Bedeutungsrekonstruktion, die Grundlage der Untersuchungen der tatsächlichen Verwendungskontexte des Objektes, den Phasen seiner ‚Biographie‘, ist. Zum anderen sollte die exemplarische Fallstudie verdeutlichen, dass diese Phasen nicht umstandslos aus der Affordanz abgeleitet werden können – die beiden Verwendungen des Klapphockers nach der gemäß seiner Affordanz erfolgten Nutzung, als Grabbeigabe und als Ausstellungsstück, sind zwar nicht gänzlich unabhängig von dieser, die Vermittlungsschritte sind jedoch so zahlreich und komplex, dass es unmöglich wäre, diese Nutzung auch in Kenntnis der Affordanz zu prognostizieren. Sie sind Umrahmungen seiner funktionalen Primärbedeutung, die als solche auf diese verweisen, sich aber nur mittelbar auf diese zurückführen lassen.

ten Personen aus den übrigen Beigaben zu schließen, scheidet also weitgehend aus“ (Fabian 2009, 116).

Bibliographie

Aner und Kersten 1986

Ekkehard Aner und Karl Kersten. *Die Funde der älteren Bronzezeit des nordischen Kreises in Dänemark, Schleswig-Holstein und Niedersachsen*. Bd. 8: Ribe Amt. Neumünster: Wachholtz, 1986.

Antweiler 2007

Christoph Antweiler. *Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007.

Apel 1976

Karl-Otto Apel. „Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik. Versuch einer Metakritik des ‚kritischen Rationalismus‘“. In *Sprache und Erkenntnis. Festschrift Gerhard Frey*. Hrsg. von B. Kanitscheider. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 19. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 1976, 55–82.

Bagley 2015

Jennifer M. Bagley. „Werkzeug, Prestigemarker, Kultobjekt und Ausstellungsstück – neolithische Steinbeile und -äxte im Wandel der Zeit“. In *Lost in Things – Fragen an die Welt des Materiellen*. Hrsg. von P. Stockhammer und H. P. Hahn. Tübinger Archäologische Taschenbücher 12. Münster u. a.: Waxmann, 2015, 193–209.

Bloor 1991

David Bloor. *Knowledge and Social Imagery*. Chicago und London: Chicago University Press, 1991.

Bloor 2005

David Bloor. „Toward a Sociology of Epistemic Things“. *Perspectives on Science* 13.3 (2005), 285–312.

Boye 1896

Vilhem Boye. *Trouvailles de cercueils en chêne de l'âge du bronze en Danemark. Monographie servant à éclaircir la civilisation de l'âge du bronze*. Kopenhagen: Höst & Søn, 1896.

Brather 2004

Sebastian Brather. *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen*. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 42. Berlin und New York: De Gruyter, 2004.

Costall 1995

Alan Costall. „Socializing Affordances“. *Theory & Psychology* 5 (1995), 467–481.

Eckstein 1977

Hans Eckstein. *Der Stuhl. Funktion – Konstruktion – Form. Von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Keyser, 1977.

Fabian 2009

Olaf Fabian. „Noch einmal zu den Klappschemeln der älteren nordischen Bronzezeit“. *Analele Banatului Serie noua Arheologie – Istorie XVII* (2009), 109–128.

Faust 1994

Eberhard Faust. *Optimale Sitzgestaltung. Arbeitsphysiologische Grundlagen und praktische Ausführung*. Renningen-Malmsheim: Expert, 1994.

Franzmann 2016

Andreas Franzmann. „Entstehungskontexte und Entwicklungsphasen der Objektiven Hermeneutik als einer Methodenschule. Eine Skizze“. In *Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme*. Hrsg. von R. Becker-Lenz, A. Franzmann, A. Jansen und M. Jung. Wiesbaden: Springer VS, 2016, 1–42.

Garrow und Shove 2007

Duncan Garrow und Elizabeth Shove. „Artefacts Between Disciplines. The Toothbrush and the Axe“. *Archaeological Dialogues* 14.2 (2007), 117–131.

Garz und Raven 2015

Detlef Garz und Uwe Raven. *Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Overmanns*. Wiesbaden: Springer VS, 2015.

Gaver 1991

William Gaver. „Technology Affordances“. In *Proceedings of the CHI'91 Conference of the Association for Computing Machinery*. New York: ACM, 1991, 79–84.

Gibson 1979

James J. Gibson. *The Ecological Approach to Visual Perception*. Boston: Houghton Mifflin, 1979.

Guski 2000

Rainer Guski. *Wahrnehmung. Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme*. Stuttgart, Berlin und Köln: Kohlhammer, 2000.

Habermas 1976

Jürgen Habermas. „Was heißt Universalpragmatik?“ In *Sprachpragmatik und Philosophie*. Hrsg. von K.-O. Apel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1976, 174–272.

Hahn 2007

Hans Peter Hahn. „Objects as Such and Objects in Contexts. Things and Equipment“. *Archaeological Dialogues* 14.2 (2007), 131–135.

Hahn 2011

Hans Peter Hahn. „Antinomien kultureller Aneignung: Einführung“. *Zeitschrift für Ethnologie* 136 (2011), 11–26.

Hegel 1986

Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Wissenschaft der Logik. Erster Band. Die objektive Logik. Erstes Buch. Das Sein*. Hamburg: Meiner, 1986.

Heidegger 1954

Martin Heidegger. „Das Ding“. In *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske, 1954, 157–175.

Hutchby 2001

Ian Hutchby. „Technologies, Texts and Affordances“. *Sociology* 37.2 (2001), 441–456.

John und Sutherland 2005

Peter John und Rosamund Sutherland. „Affordance, Opportunity and the Pedagogical Implications of ICT“. *Educational Review* 4 (2005), 405–413.

Joy 2009

Jody Joy. „Reinvigorating Object Biography: Reproducing the Drama of Object Lives“. *World Archaeology* 41 (2009), 540–556.

Jung 2003

Matthias Jung. „Ethische und emische Interpretationen eines Artefakts und ihr Verhältnis zu seiner objektiven Bedeutung am Beispiel eines Aschanti-Goldgewichts“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 44 (2003), 73–83.

Jung 2004a

Matthias Jung. „Ethische und emische Interpretationen eines Artefakts und ihr Verhältnis zu seiner objektiven Bedeutung am Beispiel eines Aschanti-Goldgewichts“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 44 (2004), 73–83.

Jung 2004b

Matthias Jung. „Überlegungen zu möglichen Sitz- und Liegepositionen auf der Hochdorfer ‚Kline‘“. *Archäologische Informationen* 27.1 (2004), 123–132.

Jung 2005

Matthias Jung. „Zur objektiv-hermeneutischen Interpretation des Symbolguts prähistorischer Kulturen am Fallbeispiel des ‚Entenvogels‘ der Urnenfelderzeit“. In *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur*. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 127. Bonn: Habelt, 2005, 229–238.

Jung 2006

Matthias Jung. *Zur Logik archäologischer Deutung. Interpretation, Modellbildung und Theorieentwicklung in der Urgeschichtswissenschaft am Fallbeispiel des späthallstattzeitlichen „Fürstengrabes“ von Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg*. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 138. Bonn: Habelt, 2006.

Jung 2008

Matthias Jung. „Zur Überdeterminiertheit von Grabausstattungen – eine Exemplifikation anhand des späthallstattzeitlichen Grabbefundes von Eberdingen-Hochdorf“. In *Körperinszenierung – Objektsammlung – Monumentalisierung: Totenritual und Grabbau in frühen Gesellschaften. Archäologische Quellen in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Hrsg. von Ch. Kümmel, B. Schweizer und U. Veit. Münster u. a.: Waxmann, 2008, 271–285.

Jung 2009

Matthias Jung. „Stilanalytische Anmerkungen zu ‚Adorantendarstellungen‘ am Beispiel der Ornamentik Hinkelsteiner Keramik“. In *Keramik jenseits von Chronologie. Beiträge der Arbeitsgemeinschaft ‚Theorie in der Archäologie‘ bei der Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung e.V. in Xanten, 7.–8. Juni 2006*. Hrsg. von P. Stockhammer. Internationale Archäologie. Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 14. Rahden/Westf.: Leidorf, 2009, 79–92.

Jung 2010

Matthias Jung. „Hofberichterstattung. Zur Wirkmächtigkeit des narrativen Ideals in der Hallstattforschung“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51 (2010), 151–172.

Jung 2012

Matthias Jung. „‚Objektbiographie‘ oder ‚Verwirklichung objektiver Möglichkeiten‘? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d’Ivoire“. In *Hunde – Menschen – Artefakte. Gedenkschrift für Gretel Gally*. Hrsg. von H. Lasch und Britta Ramming. Internationale Archäologie: Studia honoraria 32. Rahden/Westf.: Leidorf, 2012, 375–383.

Jung 2015

Matthias Jung. „Das Konzept der Objektbiographie im Lichte einer Hermeneutik materieller Kultur“. In *Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*. Hrsg. von D. Boschung, Patric Alexander Kreuz und Tobias Kienlin. Morphomata 31. Paderborn: Fink, 2015, 35–65.

Keßler 2016

Arnica Keßler. „Affordanz, oder was Dinge können!“ In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 343–363.

Knappett 2007

Carl Knappett. „Artefacts in Quarantine?“ *Archaeological Dialogues* 14.2 (2007), 135–138.

Knorr 1903

Friedrich Knorr. „Klappstühle aus Gräbern der Bronzezeit“. *Archiv für Anthropologie und Geologie Schleswig-Holsteins und der benachbarten Gebiete* 4 (1903), 117–130.

Koffka 1935

Kurt Koffka. *Principles of Gestalt Psychology*. London: Routledge & Kegan Paul, 1935.

Kristiansen und Larsson 2005

Kristian Kristiansen und Thomas B. Larsson. *The Rise of Bronze Age Society. Travels, Transmissions and Transformations*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 2005.

Latour 2008

Bruno Latour. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008.

Lewin 1926

Kurt Lewin. „Vorsatz, Wille und Bedürfnis“. *Psychologische Forschung* 7 (1926), 330–385.

Loer 2007

Thomas Loer. *Die Region. Eine Begriffsbestimmung am Fall des Ruhrgebiets*. Qualitative Soziologie 9. Stuttgart: Lucius & Lucius, 2007.

Loer 2016

Thomas Loer. „Objektive Bedeutungsstruktur und latente Sinnstruktur“. *Sozialer Sinn* 17 (2016), 355–382.

Loveland 1991

Katherine A. Loveland. „Social Affordances and Interaction II: Autism and the Affordances of the Human Environment“. *Ecological Psychology* 3.2 (1991), 99–119.

Marx 1961

Karl Marx. „Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie“. In *Werke*. Hrsg. von K. Marx und F. Engels. Bd. 13. Berlin: Dietz, 1961, 615–642.

McGrenere und Ho 2000

Joanna McGrenere und Wayne Ho. „Affordances: Clarifying and Evolving a Concept“. In *Graphics Interface 2000: Montreal, Quebec, 15–17 May 2000: Proceedings*. Hrsg. von S. S. Fels und P. Poulin. Toronto: Canadian Information Processing Society, 2000, 179–186.

Nielsen 2013

Poul Otto Nielsen. *National Museum of Denmark. Danish Prehistory*. Kopenhagen: The National Museum, 2013.

Noble 1991

William Noble. „Ecological Realism and the Fallacy of Objectification“. In *Against Cognitivism: Alternative Foundations for Cognitive Psychology*. Hrsg. von A. Still und A. Costall. London: Harvester Wheatsheaf, 1991, 199–223.

Norman 1988

Donald A. Norman. *The Design of Everyday Things*. New York: Basic Books, 1988.

Norman 1999

Donald A. Norman. „Affordances, Conventions and Design“. *Interactions* 6.3 (1999), 38–43.

Oevermann 1981

Ulrich Oevermann. „Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse“. Unveröffentlichtes Manuskript. 1981.

Oevermann 1993

Ulrich Oevermann. „Struktureigenschaften supervisorischer Praxis. Exemplarische Analyse des Sitzungsprotokolls der Supervision eines psychoanalytisch orientierten Therapie-Teams im Methodenmodell der objektiven Hermeneutik“. In *Therapeutische Teams. Theorie – Empirie – Kritik*. Hrsg. von B. Bardé und D. Mattke. Göttingen und Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993, 141–269.

Oevermann 1996

Ulrich Oevermann. „Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns“. In *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Hrsg. von A. Combe und W. Helsper. Suhrkamp, 1996. Kap. Frankfurt a. M. 70–182.

Oevermann 2000

Ulrich Oevermann. „Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis“. In *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Hrsg. von K. Kraimer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000, 58–156.

Oevermann 2004

Ulrich Oevermann. „Objektivität des Protokolls und Subjektivität als Forschungsgegenstand“. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 5 (2004), 311–336.

Oevermann, Schuster und Simm 1985

Ulrich Oevermann, Leo Schuster und Andreas Simm. *Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi. Spurentext-Auslegung, Tätertyp-Rekonstruktion und die Strukturlogik kriminalistischer Ermittlungspraxis. Zugleich eine Umformung der Perseveranzhypothese aus soziologisch-strukturanalytischer Sicht*. BKA-Forschungsreihe 17. Wiesbaden: Bundeskriminalamt, 1985.

Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004

Lidia Oshlyansky, Harold W. Thimbleby und Paul A. Cairns. „Breaking Affordance: Culture as Context“. In *Proceedings of the Third Nordic Conference on Human-Computer Interaction*. Hrsg. von R. Roope. New York: ACM, 2004, 81–84.

Palmer 1999

Stephen E. Palmer. *Vision Science: Photons to Phenomenology*. Cambridge, MA: MIT Press, 1999.

Peirce 1965

Charles S. Peirce. „How to Make Our Ideas Clear“. In *Collected Papers*. Bd. 5. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1965, 248–271.

Preda 2000

Alex Preda. „Order with Things? Humans, Artifacts, and the Sociological Problem of Rule-Following“. *Journal for the Theory of Social Behaviour* 30.3 (2000), 269–298.

Rammert und Schulz-Schaeffer 2002

Werner Rammert und Ingo Schulz-Schaeffer. „Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt“. In *Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik*. Frankfurt a. M. und New York: Campus, 2002, 11–64.

Rappert 2003

Brian Rappert. „Technologies, Texts and Possibilities: A Reply to Hutchby“. *Sociology* 37.3 (2003), 565–580.

Reed 1988

Edward S. Reed. *James J. Gibson and the Psychology of Perception*. New Haven und London: Yale University Press, 1988.

Roßler 2016

Gustav Roßler. *Der Anteil der Dinge an der Gesellschaft. Sozialität – Kognition – Netzwerke*. Technik, Körper, Gesellschaft 6. Bielefeld: transcript, 2016.

Schauer 1985

Peter Schauer. „Spuren orientalischen und ägäischen Einflusses im bronzezeitlichen Nordischen Kreis“. *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums* 32 (1985), 123–195.

Searle 2011

John Searle. *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsache*. Berlin: Suhrkamp, 2011.

Sprockhoff 1961

Ernst Sprockhoff. „Eine mykenische Bronzetasche von Dohnsen, Kr. Celle“. *Germania* 29 (1961), 11–22.

Sutter 1997

Hansjörg Sutter. *Bildungsprozesse des Subjekts. Eine Rekonstruktion von Ulrich Oevermanns Theorie- und Forschungsprogramm*. Studien zur Sozialwissenschaft 194. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997.

Wagner 2001

Hans-Josef Wagner. *Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts*. Weilerswist: Velbrück, 2001.

Waldenfels 2015

Bernhard Waldenfels. „Die Mitwirkung der Dinge in der Erfahrung“. In *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Hrsg. von H. P. Hahn. Berlin: Neofelis, 2015, 57–79.

Wanscher 1940

Ole Wanscher. „Nordische Klappstühle der Bronzezeit. Eine vergleichende Untersuchung nordischer und ägyptischer Klappstühle“. *Artes* 8 (1940), 173–206.

Wanscher 1980

Ole Wanscher. *Sella Curulis. The Folding Stool, an Ancient Symbol of Dignity*. Kopenhagen: Rosenkilde und Bagger, 1980.

Weber 1980

Max Weber. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck, 1980.

Weber 1988a

Max Weber. „Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. I. Zur Auseinandersetzung mit Eduard Meyer. II. Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kausalbetrachtung“. In *Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr (Siebeck), 1988, 215–290.

Weber 1988b

Max Weber. „Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie“. In *Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. von M. Weber. Tübingen: Mohr Siebeck, 1988, 427–474.

Wegewitz 1939

Willi Wegewitz. „Ein Klappstuhl aus der älteren Bronzezeit aus Daensen, Kr. Harburg“. In *Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe*. Hrsg. von G. Schwantes. Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim: Lax, 1939, 80–99.

Wendowski-Schünemann 2013

Andreas Wendowski-Schünemann. *Archäologisches Zeichnen. Keramik – Metall – Glas*. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 18. Oldenburg: Isensee, 2013.

Werner 1987

Wolfgang M. Werner. „Klappschemel der Bronzezeit“. *Germania* 65 (1987), 29–65.

Wernet 2009

Andreas Wernet. *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Qualitative Sozialforschung 11. Wiesbaden: Springer VS, 2009.

Wittgenstein 1984

Ludwig Wittgenstein. „Philosophische Untersuchungen“. In *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984, 225–580.

Abbildungsnachweis

1 Nach Aner und Kersten 1986, Taf. 19.

MATTHIAS JUNG

Matthias Jung (geb. 1968) promovierte 2004 mit einer methodenkritischen, die Anwendung der Objektiven Hermeneutik auf materielle Kultur erprobenden Arbeit (*Zur Logik archäologischen Handelns*) und habilitierte 2008 mit einer Studie zu den Motivlagen von Hobbyarchäologen. Er ist Privatdozent am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter im LOEWE-Schwerpunkt *Prähistorische Konfliktforschung: Burgen der Bronzezeit zwischen Taunus und Karpaten*.

PD Dr. Matthias Jung
LOEWE-Schwerpunkt „Prähistorische Konfliktforschung“
Goethe-Universität
Institut für Archäologische Wissenschaften
Abt. III Vor- und Frühgeschichte
Campus Westend IG-Farben-Haus
Norbert-Wollheim-Platz 1
60629 Frankfurt am Main, Deutschland